

Christian Apl



# „DER GANZE MENSCH“

EINE AUSEINANDERSETZUNG MIT DEM SUBJEKTBEGRIFF



# Der ganze Mensch

Eine Auseinandersetzung mit dem Subjektbegriff

Christian Apl



*All jenen mit großem Dank gewidmet,  
die sich für eine menschlichere Welt einsetz(t)en.*

# Inhalt

<b>1</b>	<b>EINLEITUNG.....</b>	<b>8</b>
<b>2</b>	<b>DER GANZE MENSCH.....</b>	<b>15</b>
	■ Exkurs: Keine Freiheit ohne Grenzen .....	16
2.1	ZUM BEGRIFF DER GANZHEIT .....	19
2.2	ZU DEN MENSCHENBILDERN.....	21
2.2.1	<i>Untersuchungsgegenstand vs. Restgröße</i> .....	22
2.2.2	<i>Generalist vs. Spezialist</i> .....	25
2.2.3	<i>Menschenbilder – Reduktionen und Attribute</i> .....	27
2.2.4	<i>Menschenbilder – Entwürfe und Utopien</i> .....	29
2.3	BESCHREIBUNGSZUGÄNGE ZUR GANZHEIT DES MENSCHEN .....	32
2.3.1	<i>Ganzheit und Wirklichkeit</i> .....	33
2.3.1.1	Exkurs: Das Gehirn und seine Wirklichkeit .....	36
2.3.1.1.1	Die Rolle des Gedächtnisses .....	39
2.3.1.1.2	Konklusionen .....	41
2.3.1.2	Zur Entstehung und Bedeutung von Bezugssystemen .....	44
2.3.1.3	Die vier Hauptwirklichkeitsbereiche .....	49
2.3.1.3.1	Das Notwendige .....	51
2.3.1.3.2	Das Mögliche .....	54
2.3.1.3.3	Das Unbekannte .....	58
2.3.1.3.4	Die Anderen .....	63
2.3.1.4	Zusammenschau .....	69
2.3.2	<i>Ganzheit und Widerspruch</i> .....	79
2.3.2.1	Begriffsbestimmung: Widerspruch.....	79
2.3.2.2	Wirkungen von Widersprüchen im menschlichen Denken .....	80
2.3.2.3	Die Umgangsformen mit Widersprüchen .....	82
2.3.2.4	Widerspruch und Gewissen .....	88
2.3.2.5	Widersprüche und die „Kunst der Begriffsbildung“ .....	89
2.3.3	<i>Ganzheit und Würde</i> .....	93
2.3.3.1	Würde und Recht.....	95
2.3.3.2	Würde und Identität.....	99
2.3.3.3	Würde und Diskriminierung .....	102
2.3.4	<i>Ganzheit und Beziehung</i> .....	103
2.3.4.1	Über die Bedeutung von „Beziehung“ .....	105
■	Kurzer belletristischer Einschub zur Faszination von Bedeutung .....	107
2.3.4.2	Beziehung und „Ich“ .....	109
2.3.4.3	Beziehung und „Du“ .....	110
2.3.4.4	Beziehung als Chance.....	111
2.3.4.5	Zusammenfassung .....	116
<b>3</b>	<b>SCHLUSSBEMERKUNG .....</b>	<b>118</b>

<b>4</b>	<b>ANHANG .....</b>	<b>119</b>
4.1	LITERATUR .....	119
4.2	BEGRIFFSBESTIMMUNGEN .....	124
4.3	TABELLENVERZEICHNIS.....	126
4.4	ABBILDUNGSVERZEICHNIS.....	126
4.5	DIE ALLGEMEINE ERKLÄRUNG DER MENSCHENRECHTE .....	127

# 1 Einleitung

Obwohl kaum denkbar, dass irgendeine Betrachtung, Studie oder welche Art von Auseinandersetzung auch immer, nicht letztlich auf den Menschen zielt, bleibt gerade jener, der Adressat all dieser Botschaften, oft merkwürdig unhinterfragt, merkwürdig *blass*, merkwürdig *mechanisch*, merkwürdig *unberührt*, umhegt von einer beinahe schon entwürdigenden Selbstverständlichkeit, ja versiegelt in einer hoffnungstoten Verdinglichung. In vielen Theorien und Wissensbereichen spuken Menschenbilder herum, die allzu oft eilig zusammengeschnitten erscheinen und bestenfalls als Begleiterscheinungen, als Restgröße, um nicht zu sagen als Abfallprodukte anfallen. Angesichts der Tatsache, dass wohl keine Theorie und schon gar keine Alltagshypothese ohne ein Menschenbild auskommt, ist es eigentlich sehr erstaunlich, warum man sich noch viel zu wenig um ein geeignetes Konzept bemüht hat und schneller als es dieser „Gegenstand“ erlaubte, mit einem hurtig hervorgezauberten Menschenbild zur Hand ist. Der Widerspruch ist geradezu frappierend – sind doch diese Menschenbilder meist dem Alltagsdiskurs entnommen (woher auch sonst), und werden oft unreflektiert und undifferenziert, aber ungemein assoziationsreich und dementsprechend schillernd in hoch reflektierte und hoch differenzierte Theorien eingebaut. Da ließe sich eher noch ein gewisses Verständnis aufbringen, wenn verschiedenen SpezialistInnen aufgrund der andauernden und intensiven Beschäftigung mit ihren Gegenständen die *ganze* Welt zu eben jenen Gegenständen geworden ist: „Die ganze Welt ist Text“ meinen die LiteraturwissenschaftlerInnen; „Die ganze Welt ist Chemie“ die ChemikerInnen; „Die ganze Welt ist Quelle“ die HistorikerInnen; „Die ganze Welt Mathematik“ die MathematikerInnen; „Die ganze Welt ist Bühne“ hört mensch die SchauspielerInnen rezitieren; „Die ganze Welt ist ein riesiges Unternehmen“ verkünden die Wirtschaftstreibenden; „Die ganze Welt ist Musik“ meinen vielleicht die PhysikerInnen ebenso wie die MusikerInnen, die ganze Welt wird den BiologInnen zum Organismus, den ÄrztInnen zum krankheitsanfälligen Wesen. Natürlich haben sie alle irgendwo (in ihrem eigenen Bereich nämlich) recht, bringen das Anliegen ihres Bereiches auf den Punkt und doch tun sie der „ganzen Welt“ und speziell den in ihr lebenden Menschen mit ihrer Aussage Gewalt an – korrekter: mit der dazugehörigen Komplementäraussage. Die Gestalttherapie lehrt uns beispielsweise, dass eine Botschaft nicht nur aus der Aussage selbst besteht, sondern auch aus dem, was sie nicht explizit aussagt. Ein Mensch ist zwar chemisch betrachtet „ganz“ Chemie (ich nehme diese Disziplin hier stellvertretend für alle anderen) aber eben nicht alle auftretenden Phänomene sind mit Hilfe



der Chemie erklärbar. Dafür, dass sich die Chemie nur mit den Phänomenen beschäftigt, für die sie auch die passenden Interpretationswerkzeuge zur Verfügung hat – was ihr auch nicht zu verübeln ist – kann kein *Mensch* etwas.

„Der ganze Mensch“ ist also keineswegs der vermessene und völlig unangebrachte Versuch ein ideales Menschenbild zu entwerfen als vielmehr ein verzweifelter Hilferuf: „Der Mensch ist ein Ganzes!“ Jede Reduzierung auf Teilaspekte und die damit einhergehende Verdinglichung tut ihm Gewalt an, wird dem Phänomen Mensch mit all seiner Unabsehbarkeit nicht gerecht. Dieser Text lässt sich deshalb am Besten als Plädoyer für Universalität, für Relativität und für Aufklärung, im Sinne von Ausgang aus der selbstverschuldeten Selbstbegrenzung<sup>1</sup>, verstehen. Er ist ein dringender Appell, sich ein möglichst unversehrtes Bild vom Menschen zuzulegen, ein gewisses ganzheitliches Verständnis, bzw. bereits vorhandene Bilder in angemessenen Abständen dahingehend zu überprüfen und zu aktualisieren. Jede unserer Entscheidungen hängt davon ab.<sup>2</sup>

„Über den ganzen Menschen, also den Menschen in seiner Ganzheit, zu schreiben, ist eigentlich eine Lebensaufgabe“, schrieb mir unlängst Leo Warzecha, ein sehr guter Freund und Lebensbegleiter. Ich möchte deswegen kurz meinen biographischen Zugang skizzieren, da er für das Verständnis und das forschungsleitende Interesse vorliegender Arbeit doch einige entscheidende Hinweise liefert. Die Idee vom „ganzen“ Menschen beschäftigt mich seit mindestens 1983. Als sie mir aufging, schien ich erst richtig zu denken zu beginnen, bekam mein Leben jedenfalls eine entscheidend neue Qualität. In dem Sinn nämlich, als ich damals das Gefühl hatte, ein Problem gelöst zu haben, dass mich bis dorthin mehr oder weniger stark in meinem Denken gefangen genommen hatte und das mit der Frage: „Welchen Sinn gebe ich meinem Leben?“ überschrieben werden könnte. Damals begann ich auch die Ganzheit in meinen Mitmenschen bewusst aufzusuchen bzw. diese in meinen Interpretationen über ihr Wesen maßgeblich zu berücksichtigen. Letztendlich haben mich die allgegenwärtigen Attributierungen zum Menschen, die fast immer mit einer objektivierenden Reduzierung menschlichen Potenzials einhergingen dazu angestachelt, haben in mir den Drang genährt, eine Lanze für die Gesamtschau zu brechen. Tausendfach seziiert und in alle Bestandteile zerlegt, tausende Betrachtungen aus tausenden Perspektiven über den Menschen und doch schien mir oft, dass gerade der Ausgangspunkt der Betrachtungen, der Mensch an sich

---

<sup>1</sup> vgl. dazu auch Kapitel **Error! Reference source not found.**

<sup>2</sup> Das wird in Kapitel 2.3.1 genauer ausgeführt.

nämlich, aus den Augen verloren gegangen war. Marcuses „eindimensionaler Mensch“ geht beispielsweise mit keinem Wort auf den Menschen an sich ein, Gegenstand seiner Studien ist das menschliche Umfeld und die gesellschaftliche Entwicklung, dem der Mensch anscheinend vollkommen hilflos ausgesetzt ist. (Was auch nicht wundern darf, wenn davon ausgegangen wird, dass das gesellschaftliche Sein das individuelle Sein vollständig bestimmt). So selbstverständlich hilflos, dass es sich – weil offenbar für völlig bedeutungslos gehalten – erübrigt, sich auch nur ein wenig damit zu beschäftigen.

Dieser Text versteht sich ausdrücklich als ein politischer.<sup>3</sup> Aber was hat das mit Politik zu tun? Nun – die vorliegende Arbeit operiert mit einem Politik-Begriff, wonach sich Politik als auf Verbindlichkeit abzielende Beziehungsarbeit bestimmt. Egal ob Gesellschaften, Gruppen oder Einzelindividuen miteinander in Beziehung treten, sobald zumindest einer der Beteiligten neue Verbindlichkeiten zu etablieren oder bestehende zu lösen versucht, wird es „politisch“. Dieser Politik-Begriff ist natürlich durch und durch menschlich geprägt. Befreit von Systemkomponenten lenkt er den Blick auf jene Vorgänge, als deren *Ergebnisse* Strukturen, Systeme, Verfassungen, Institutionen, Gesetze, Verträge und Vereinbarungen aufscheinen – also Verbindlichkeiten jedweder Art und unabhängig davon, auf welche Weise sie zustande gekommen sind – und die aus dieser Perspektive als postpolitische oder juristische Phänomene anzusprechen sind. M. E. bewegt sich derzeit der politikwissenschaftliche Mainstream tendenziell eher im postpolitischen Bereich, bestenfalls in der Grenzzone zwischen diesem und dem zentralpolitischen Geschehen. Auf der anderen Seite – also in Richtung der präpolitischen Vorgänge, dort wo schließlich Psychologie und Soziologie aktiv sind, dünnt das Engagement merklich aus und die paar wenigen Psychologen und Soziologen, die sich von ihren Basiccamps aus Richtung Politik aufmachen, finden sich alsbald in einem unwegsamen Gestrüpp vergessener Vorurteile wieder, in dem sich hie und da offenbar schon lange verlassene Begriffsruinen finden – Zeugen davon, dass Politik doch auch immer schon anders verstanden wurde, als es der derzeitige Mainstream nahezulegen scheint.

Politik als auf Verbindlichkeit abzielende Beziehungsarbeit lässt sich auch mühelos zwischen diesen Disziplinen einordnen: Auf der einen Seite finden sich Psychologie, die die innerpersönlichen Phänomene zu erfassen versucht, und Soziologie, wo die interpersönlichen Beziehungen *beschrieben* werden, und auf der anderen Seite die Rechtswissenschaften, wo es

---

<sup>3</sup> vgl. dazu auch Kapitel 2.2.1

letztlich um schriftlich fixierte Beziehungsbestimmungen geht bzw. um die Verschriftlichung von Rechtsauffassungen. Politik bewegt sich nun genau in dem Spannungsfeld zwischen interspersönlichem Beziehungs-Status quo und finalisierter Rechtswirklichkeit. Oder in anderen Worten: Politik beginnt mit einem Anspruch, einem Bedürfnis oder einem sich wie auch immer artikulierenden Anliegen und endet schlimmstenfalls mit einer vollständigen Niederlage einer der beiden Kontrahenten, im günstigeren Fall mit einem Friedensvertrag, einem Gesetz, einem Übereinkommen, einer Vereinbarung – in jedem Fall aber mit einem neuen, zuvor nicht da gewesenen interspersönlichen Beziehungs-Status quo. Selbst wenn sich am Ausgangszustand letztlich nichts geändert haben sollte, wurde er doch durch die *politischen* Aktivitäten zusätzlich befestigt, hat neue Bedeutungen gewonnen und wurde eben auf diese Weise verändert. Vermutlich ist es auch dieser wesensessenzielle Charakter des Veränderlichen, der einen wissenschaftlichen Umgang mit den eigentlich politischen Phänomenen überaus erschwert und das Interesse in leichter fixierbare Bereiche abgleiten lässt. Es gilt also zumindest einen einigermaßen befestigten Saumpfad zwischen den bereits wissenschaftlich kultivierten Bereichen zu schlagen. Und es ist auch kein Wunder, dass einem dort nur der Mensch selbst als Bezugssystem<sup>4</sup> bleibt.

Ich schließe mich jederzeit gerne Joseph Marko an, der meint: „In erkenntnistheoretischer Hinsicht liegt [seiner] Untersuchung also eine durchaus »radikale« konstruktivistische Position zugrunde, die davon ausgeht, daß es im Bereich der Sozialwissenschaften keine unabhängige »wirkliche Wirklichkeit« gibt, sondern daß jedes »Faktum« erst im Rahmen einer »Sinnwelt« durch Interpretation verstehend erfahrbar ist“ (MARKO 1995, 25f). Bezüglich meiner Zielvorstellungen wiederum schließe ich mich Frederick Perls an: „Das Ziel ist, sich neu zu vergegenwärtigen, daß man in seiner Umwelt produktiv und für seine Wirklichkeit verantwortlich ist – nicht an ihr schuld, aber für sie verantwortlich in dem Sinne, daß man selber derjenige ist, der sie läßt, wie sie ist, oder sie ändert“ (PERLS u. a. 1996, 213). Obwohl schon zumindest von Mitschuld gesprochen werden kann, wenn dieser Verantwortung nicht nachgekommen wird.

Es geht hier um Grundlagenarbeit – nämlich um die Klärung eines der wichtigsten Begriffe im menschlichen Zusammensein ebenso wie in der einschlägigen Wissenschaft. Der Mensch-Begriff ist und bleibt – ob bewusst oder unbewusst – ein Eckpfeiler in jedem individuellen

---

<sup>4</sup> vgl. dazu auch Kapitel 2.3.1.2

Weltbild und damit auch in jeder wissenschaftlichen Arbeit, insbesondere wenn es um die Erforschung soziologischer Systeme geht.

Dementsprechend geben die ersten Kapitel vorliegender Arbeit einen Überblick über die begrifflichen Zugänge (Kapitel 2.1) und eine kleine kursorische Bestandsaufnahme über die Vielfalt der gebräuchlichsten Menschenbilder und Entwürfe (Kapitel 2.2). Im Hauptteil werden dann mögliche Beschreibungszugänge zur Ganzheit des Menschen skizziert, und zwar beginnend mit einem konstruktivistischen Zugang in „Ganzheit und Wirklichkeit“ (Kapitel 2.3.1) über einen eher logischen Zugang (Ganzheit und Widerspruch, Kapitel 2.3.2) und einen eher rechtlichen (Ganzheit und Würde, Kapitel 2.3.3) bis zu einem dialogisch/dialektischen Zugang in „Ganzheit und Beziehung“ (Kapitel 2.3.4). Es muss allerdings nachfolgenden Arbeiten vorbehalten bleiben, allen sich hier ergebenden Gegenüberstellungsmöglichkeiten nachzuspüren und sie zu beschreiben. Es konnten nur einige wenige angedeutet werden.

Angaben zu den Belegstellen sind in den Text eingearbeitet, wobei die Jahreszahlen das Erscheinungsdatum der verwendeten Ausgabe wiedergeben. Das Jahr der Erstveröffentlichung ist – wenn möglich – im anhängenden Literaturverzeichnis angegeben. Hervorhebungen in den Originaltextstellen wurden generell übernommen.

Zur Anwendung gelangte dem Thema entsprechend die hermeneutische Methode. Es wurde versucht mittels Literaturrecherche und Begriffsanalyse „stimmige“, also plausible Begriffsbestimmungen auszubilden und eine gewisse Kohärenz über das Gesamtthema herzustellen. Anhängend findet sich deshalb auch ein Verzeichnis einiger grundlegender Begriffe mit den hier verwendeten Bestimmungen.

## **Vorwort zur Veröffentlichung**

Nachdem dieser Text nun 10 Jahre Zeit hatte um gut abzuliegen, und ich hoffentlich inzwischen ausreichend Distanz gewonnen habe, um einen einigermaßen neutralen Standpunkt einzunehmen, wollte ich ihm nun den letzten Schliff geben und auch ein wenig aktuelle Literatur einarbeiten. Es ist aber keine Frage, dass er immer noch eine enorme Bedeutung für mich hat. Erkennbar daran, dass er mir in dieser Zeit keine Ruhe gelassen hat und es für mich unvollständig geblieben wäre, wenn ich ihn in einer Schublade verstauben hätte lassen.

Außerdem glaube ich, dass er einen zumindest interessanten Lösungsansatz zur gegenwärtigen Konfliktlage enthält und absolut nichts unversucht bleiben darf, um die sich eskalierenden Entwicklungen<sup>5</sup> in eine zukunftstaugliche Richtung zu bringen. Ich denke auch, dass die Dominanz des wirtschaftlichen Denkens über alle anderen Lebensbereiche, das sich über Jahrzehnte immer mehr auf reine Profitmaximierung zugespitzt hat, früher oder später ihr Ende findet, weil keine Gesellschaft Ungleichgewichte über längere Zeit durchhält.<sup>6</sup> Wie ein Schiff zu kentern droht, wenn auf ihm die Fracht immer ungleicher verteilt wird, so droht der für eine Gesellschaft notwendige kooperative Zusammenhang zu reißen, wenn auf die Anliegen der Beteiligten nicht eingegangen wird, weil der Fokus aller Aufmerksamkeit woanders liegt. Christian Felber hat das unlängst wunderbar herausgearbeitet: „Merkwürdig: Obwohl Werte die Grundorientierung, die »Leitsterne« unseres Lebens sein sollten, gelten heute in der Wirtschaft ganz andere Werte als in unseren alltäglichen zwischenmenschlichen Beziehungen. In unseren Freundschafts- und Alltagsbeziehungen geht es uns gut, wenn wir menschliche Werte leben: Vertrauensbildung, Ehrlichkeit, Zuhören, Empathie, Wertschätzung, Kooperation, gegenseitige Hilfe und Teilen. Die »freie« Marktwirtschaft beruht hingegen auf den Grundwerten Gewinnstreben und Konkurrenz. Die Kombination aus Gewinnstreben und Konkurrenz befördert jedoch Egoismus, Gier, Geiz, Neid, Rücksichtslosigkeit und Verantwortungslosigkeit. Dieser Widerspruch ist nicht nur ein Schönheitsfehler in einer komplexen und multivalenten Welt, sondern eine kulturelle

---

<sup>5</sup> Vgl. z. B. ZIEGLER (2003, 2009), STIGLITZ (2002), CHOMSKY (2006), REINHART/ROGOFF (2010) und viele andere.

<sup>6</sup> Jared Diamond hat dazu in seinem Werk „Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen“ (2005) einige Beispiele beschrieben.

Katastrophe; er spaltet uns im Innersten – sowohl als Individuen als auch als Gesellschaft“  
(FELBER 2010,10).

## 2 Der ganze Mensch

*Wie wir unser Leben führen, ist mehr oder weniger dadurch bestimmt, wie wir uns selbst verstehen.*

Jürgen HABERMAS (1999, 41)

Dieser Ausspruch Habermas' ist ein wesentlicher Leitfaden durch vorliegende Auseinandersetzung, geht es doch darum, verschiedene Anknüpfungspunkte und Verständniszugänge ausfindig zu machen und zu skizzieren. Er eröffnet die Perspektive: „Wenn wir uns anders verstehen, führen wir auch ein anderes Leben“ und gemahnt an das delphische<sup>7</sup> „Erkenne dich selbst“, das sich auch deuten lässt als: „Lass dir das, als was du dich verstehst, nicht von anderen diktieren, sondern mache eine Bestandsaufnahme von dem, was aus dir selbst kommt und nimm das als dein Selbstverständnis.“ Wieder kombiniert mit Habermas führst du dann das Leben, das genau dir entspricht, du hättest damit ein Maximum an Kohärenz und Sinnhaftigkeit zwischen deinen Absichten und deiner Lebensführung hergestellt. Es geht also um die Selbstbilder. Sie bestimmen die Lebensführung maßgeblich. Sie bestimmen den politischen Dialog und entscheiden damit schließlich auch über Krieg und Frieden.

Ähnlich wie Habermas äußert sich auch Jean-Paul Sartre: „Der Mensch ist nichts anderes als sein Entwurf, er existiert nur in dem Maße, in dem er sich verwirklicht, er ist also nichts anderes als die Gesamtheit seiner Handlungen, nichts anderes als sein Leben“ (SARTRE 2000b, 161). Sätze die mit „Der Mensch ist ...“ oder einer ähnlich Formulierung beginnen bzw. versuchen, das Mensch-Sein zu bestimmen, lassen sich in großen Mengen ausfindig machen. Für den Romanschriftsteller Salman Rushdie ist das moderne Ich beispielsweise „ein schwankendes Bauwerk [...], das wir aus Fetzen, Dogmen, Kindheitsverletzungen, Zeitungsartikeln, Zufallsbemerkungen, alten Filmen, kleinen Siegen, Menschen, die wir hassen, und Menschen, die wir lieben, zusammensetzen“ (RUSHDIE 1991, 12). Der

---

<sup>7</sup> Der Überlieferung zufolge sollen am Eingang des Tempels von Delphi die Inschriften „Erkenne dich selbst“ (gnôthi seautón, γνῶθι σεαυτόν) und „Nichts im Übermaß“ (μηδὲ ν ἄ γαν, medèn ágan), angebracht gewesen sein. Ob auch die dritte „apollonische Weisheit“, nämlich „Du bist“ (eî) das Portal zierte, ist ungewiss.

Neurobiologe Gerhard Roth findet wiederum diesen Zugang: „Die Autonomie menschlichen Handelns ist nicht im subjektiv empfundenen Willensakt begründet, sondern in der Fähigkeit des Gehirns, *aus innerem Antrieb* Handlungen durchzuführen. Das Gehirn oder besser: der ganze Mensch ist also das autonome System, nicht das empfindende Ich.“ (ROTH 1998, 310).

„Für die Völkerkunde ist es ein Gemeinplatz, daß die Arten und Weisen, Mensch zu werden und zu sein, so zahlreich sind wie die menschlichen Kulturen. Menschsein ist sozio-kulturell variabel. [...] der Mensch macht seine eigene Natur – oder, noch einfacher: der Mensch produziert sich selbst“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 51f; vgl. dazu beispielsweise auch MEAD 1998). Hier soll es deshalb nicht darum gehen einen weiteren Bestimmungssatz zum Menschen aufzustellen, sondern die Felder zu erkunden und nach Möglichkeit zu kartieren, woraus überall Bestimmungssätze zum Menschen erwachsen können und so den Boden für eine Gesamtschau zu bereiten. In der Beschäftigung mit einem Thema wie dem „ganzen“ Menschen, geht es also einerseits darum, das Feld zu beschreiben, wo der „ganze“ Mensch stattfindet und andererseits darum auch die Grenzen dieses Feldes zu skizzieren. In anderen Worten geht es darum, die Gestaltungsfreiheiten auszuloten und mögliche Grenzen dieser Freiheit ausfindig zu machen. Denn eine Freiheit, deren Grenzen man nicht kennt, ist eigentlich nicht als Freiheit anzusprechen.

#### ■ Exkurs: Keine Freiheit ohne Grenzen

Das lässt sich vergleichen mit der Situation eines Bergwanderers auf einem Hochplateau im Nebel. Er weiß, dass er sich auf dem Hochplateau „frei“ bewegen kann, aber solange er nicht genau weiß, wo das Plateau endet, *kann* er sich eben nicht „frei“ bewegen<sup>8</sup>. Er muss bei jedem Schritt darauf achten, ob er nicht schon an die Grenzen seiner Freiheit gelangt ist, sofern er nicht abstürzen will. Hier wird auch sehr deutlich, welche Rolle das entsprechende Wissen spielt: Der Bergwanderer, der „sein“ Plateau „kennt“, wird sich auch bei Nebel einigermaßen „frei“ bewegen können - er findet sich auch in schwierigen Situationen in seiner Freiheit zurecht. Ein anderer Bergwanderer, der sein Plateau nicht kennt, wird bei Nebel eher dazu tendieren, sich überhaupt nicht mehr zu rühren: er wird seine Freiheit selbst – aus Sicherheitsgründen – auf das für ihn Überschaubare reduzieren. Da kann es dann schon vorkommen, nämlich aus reiner Gewohnheit, dass er die Grenzen des überschaubaren Bereichs für die Grenzen des Plateaus hält, selbst dann noch, wenn sich die Nebel einmal



lichten sollten. Es gibt auch Beispiele aus der Tierwelt, wo lange in Gefangenschaft gehaltene Tiere auch dann nicht oder nur sehr zögerlich ihren früheren „Freiheitsbereich“ überschreiten, wenn die Gitterstäbe weg sind. So sehr haben sie die Grenzen ihrer Freiheit internalisiert, dass Stäbe gar nicht mehr notwendig sind.

Aus dieser Perspektive ist es auch verständlich, dass manche Menschen es sogar als Verlust empfinden, wenn sich ihre Freiheit vergrößert. Es ist auch ein Verlust. Verloren wird aber nicht die Freiheit sondern die bisher gewohnten Grenzen (Stichwort: Pensionsschock). Schon daraus lässt sich erkennen, wie wichtig Grenzen für die Freiheit sind. So wichtig nämlich, dass viele Menschen die Grenzen lieber irgendwo setzen, als dort, wo es vielleicht angemessen oder stimmiger wäre. So wichtig auch, dass sie sie eher alleine für sich setzen, als darüber in einen Dialog zu treten und die Grenzen gegebenenfalls auszuhandeln.

Dieser eigenständige, oft gewissermaßen blinde Akt der Grenzsetzung kann natürlich auch über das „Plateau“ hinausreichen, in der Regel wird er aber (wie gesagt aus Sicherheitsgründen und aus mangelnder Kenntnis der genauen Situation) eher viel zu kurz greifen. Wie viele Menschen habe ich schon gesehen, die sich auf freier Fläche einbunkern. Und wie viele Gespräche habe ich schon erlebt, wo sich zwei solchermaßen Eingebunkerte, wegen der damit oft verbundenen, unüberwindlich erscheinenden Distanz per Anschreien „unterhalten“ müssen. Und wie viele Menschen habe ich schon erlebt, die ihre selbstgesetzten Grenzen mit den Plateaugrenzen verwechseln, und dann in glühendem Missionseifer – ihre enge Freiheit für die Freiheit schlechthin haltend – ihren Mitmenschen diese enge Freiheit aufzwingen wollen und es nicht verstehen können, wenn sich die anderen dann gegen diese Amputation sträuben.

Diese Überlegungen führen schließlich zu der Schlussfolgerung, dass eines unserer „großen“ gesellschaftlichen Probleme nicht nur das ist, dass sich manche Menschen „zuviel“ Freiheit herausnehmen, sondern unser Problem ist vielmehr auch, dass sich viele Menschen *zu wenig* Freiheit nehmen bzw. mit ihrer Freiheit viel zu sorglos und oberflächlich umgehen. Demnach ginge es nicht nur darum, die Grenzen mancher Mächtiger zu beschneiden, sondern auch darum aufzuzeigen, dass das, was viele als ihre Grenze betrachten, noch lange nicht ihre äußerste Grenze sein muss. „Die Mächtigen“ füllen oft nur den Raum aus, der von den anderen nicht beansprucht oder zu behaupten gewagt wird. Wobei es natürlich immer wieder

---

<sup>8</sup> Jean-Paul Sartre hat dies so beschrieben: „Frei sein heißt nicht, tun können, was man will, sondern wollen, was man kann“ (SARTRE 2000c, 128).

Mächtige gibt, die ihre Machterhaltungs- bzw. -erweiterungsstrategie genau darauf aufbauen, die Menschen gar nicht erst auf die Idee kommen zu lassen, dass es Freiräume gebe. (vgl. GERLACH 2000). Aktiv betriebene Aufklärung wäre dann nichts anderes, als die Menschen aus ihren selbsterrichteten Bunkern herauszuholen – selbstverständlich nicht unter Gewaltanwendung sondern mit Hilfe des wertschätzenden Dialogs<sup>9</sup>. Die Frage nach dem ganzen Menschen beschäftigt sich also auch damit, wo die Grenzen dieses Plateaus liegen bzw. wo sie nicht liegen. Gerald Stourzh hat mit Verweis auf Max Weber die Form (die angesprochenen Grenzziehungen) als Zwillingsschwester der Freiheit betrachtet: „Warum ist die Form die »Zwillingsschwester der Freiheit«? Weil die Form der Feind der Willkür ist, und weil Freiheit, wo Willkür herrscht, nicht existieren kann; auch wo wohlwollende, wohltätige Willkür – auch das gibt es – herrscht, kann sie nicht existieren. Die Freiheit bedarf der Form, denn die Form weist die Willkür in die Schranken. Nichts anderes meinte [auch] Hans Kelsen, als er 1931 schrieb: »Die politische Funktion der Verfassung ist: der Ausübung der Macht rechtliche Schranken zu setzen.«“ (STOURZH 1989, 334, zitiert wird KELSEN 1930/31, 577).

---

<sup>9</sup> vgl. dazu auch Kapitel 2.3.4.4

## 2.1 Zum Begriff der Ganzheit

*Vielleicht besteht das Auszeichnende dieses Weltalters in der Verslossenheit der Dimension des Heilen. Vielleicht ist dies das einzige Unheil.*

Martin HEIDEGGER 1946 (1991, 42)

Es gibt zwei grundsätzlich verschiedene Auffassungen von Ganzheit<sup>10</sup>: eine im Sinne von fertig, abgeschlossen, perfekt, nicht mehr zu verändern, die andere hingegen im Sinne von in sich stimmig, aber nicht notwendigerweise fertig und abgeschlossen. Bei der ersten Auffassung spielt die zeitliche Komponente eine untergeordnete Rolle, in der zweiten aber eine umso größere, weil sie Entwicklungsprozesse einer Entität mit einbezieht. Jedes Lebewesen ist zwar für sich ein Ganzes, es ist aber gerade seine Veränderlichkeit, seine Entwicklungsfähigkeit die eben seine Lebendigkeit ausmachen, weswegen in vorliegendem Text schwerpunktmäßig die zweite hier skizzierte Auffassung von Ganzheit zur Anwendung gelangt. Von der ersten schwingt nur so viel mit, als man „ganz“ auch in der Bedeutung von „gesund“, „heil“, „unverletzt“ und „unversehrt“ verwenden kann. Dieser Aspekt hat vor allem im Abschnitt über die menschliche Würde (vgl. Kapitel 2.3.3) Gewicht. Ein Ganzes ist hier auch ein in sich Geeintes, ein in sich Befriedetes (vgl. BUBER 1995, 85).

Diese Unversehrtheit bzw. Gesundheit ist auch ein wesentlicher Ausgangspunkt der Gestalttherapie, die ihrem Anspruch nach ein ganzheitliches Menschenbild vertritt: „Unter Gesundheit versteht man in der Gestalttherapie die Fähigkeit eines Menschen, seine physischen, psychischen und sozialen Bedürfnisse ohne Schaden für sich und seine Umwelt zu befriedigen“ (HÖLL 1998, 280). Um den gestalttherapeutischen Zugang zur Ganzheit besser nachvollziehen zu können, sei hier Frederick S. Perls, oft als „Vater der Gestalttherapie“ bezeichnet, zitiert: „Ich betrachte heute die Neurose nicht als eine Krankheit, sondern als eines unter mehreren Symptomen stagnierenden Wachstums. Andere Symptome dieser Stagnation sind das Bedürfnis, die Welt im Griff zu haben und den Irrsinn zu unterdrücken, Charakterverzerrungen, Schwund der Kräfte und der Fähigkeiten des

---

<sup>10</sup> Die Geschichte biologisch-psychologischer Ganzheitslehren wurde bereits von Anne Harrington (2002) aufgearbeitet.

Menschen, fehlende Antwortbereitschaft – die sogenannte »Verantwortung« – und, am wichtigsten von allen, die Entstehung von Löchern in der Persönlichkeit“ (PERLS u. a. 1996, 7). Als was sind nun diese „Löcher in der Persönlichkeit“ zu identifizieren? Perls antwortet darauf so: „Wenn entweder die Hindernisse zu groß sind, als daß das Kind sie überwinden könnte, oder aber das Kind verzogen und der Möglichkeiten des »Selbermachens« beraubt wird, entwickelt es seine eigene Art Psychopathologie. [...] Grundsätzlich erwachsen diese Störungen aus der Forderung der Umwelt, zu sein, was man nicht ist, ein Ideal zu verkörpern, statt sich selbst. Der Mensch bekommt Schlagseite. Manche seiner Anlagen werden nun entfremdet, unterdrückt oder fortprojiziert. Andere Merkmale werden spiegelfechterisch zur Schau gestellt. Sie erfordern Anspannung ohne eigene Neigung; sie erschöpfen, ohne zu befriedigen. Schließlich führt diese tiefe Kluft zwischen unserer biologischen und unserer gesellschaftlichen Existenz zu immer mehr Konflikten und »Löchern«. Löcher sind die Hauptmerkmale der unvollständigen Persönlichkeit“ (PERLS u. a. 1996, 7f). Er spezifiziert weiter: „Manche unter uns haben kein Herz oder keine Intuition, andere haben keine Beine, um darauf zu stehen, keine Genitalien, keine Zuversicht, keine Augen oder keine Ohren. [...] Das schlimmste Loch aber, das ich mir vorstellen kann, ist, wenn einer keine Ohren hat. Es findet sich gewöhnlich bei Leuten, die reden und reden und erwarten, daß alle Welt ihnen zuhört“ (PERLS u. a. 1996, 8). Schließlich kommt Perls zu dem Ergebnis, dass die „Löcher in der Persönlichkeit“ auch als ausgesperrte Teile derselben angesprochen werden können und fügt hinzu: Die „ausgesperrten Teile haben eine immense Vitalität, die wiedergewonnen werden und »subjektiv« besser genutzt werden muß – und es braucht mehr Vitalität, sie ausgesperrt zu *halten*. Auch diese Vitalität muß zurückgewonnen werden“ (PERLS u. a. 1996, 36; vgl. auch Kapitel 2.3.2).

Ganzheit erscheint hier also als ein vitales Bedürfnis des Menschen und die Verlockung ist groß, eine Norm der Ganzheit aufzustellen, den Menschen ihre Ganzheit gleichsam von außen zu diktieren. Dies ist ausdrücklich nicht die Absicht dieses Textes. Davon ausgehend, dass sich menschliche Ganzheit nur von innen bestimmen und vor allem ausfüllen lässt (aus guten Gründen, wie noch zu zeigen sein wird) kann es hier nur darum gehen, aufzuzeigen, über welchen Bereichen sich eine ganzheitliche Persönlichkeit entfalten kann, um der Prozesshaftigkeit der hier zu diskutierenden Ganzheit gerecht zu werden. Es ist demnach nur dort sinnvoll sich mit Nicht-Ganzheiten zu beschäftigen, wo eine Ganzheit auch hergestellt bzw. wieder hergestellt werden kann. Die sich hier wie auch schon oben andeutende Analogie in der Problemlage zu den verschiedenen Diskursen um die menschliche Freiheit ist wohl nicht ganz zufällig. Und es erscheint durchaus plausibel, das Bedürfnis nach Freiheit mit dem

Bedürfnis nach Ganzheit gleichzusetzen, bzw. nachvollziehbar, dass hier immer wieder Verwechslungen oder Umdeutungen anzutreffen sind. Der Unterschied liegt vielleicht nur darin, dass sich Freiheit eher an ihren Grenzen orientiert und Ganzheit eher an ihren Inhalten – auch wenn es auf den ersten Blick umgekehrt zu sein scheint. Es liegt jedenfalls eine innige Gemengelage vor und der Diskurs um die Ganzheit wird dem Diskurs um die Freiheit wohl entscheidende Impulse liefern können.

## 2.2 Zu den Menschenbildern

Jeder Mensch, jeder gesellschaftliche Bereich, jede wissenschaftliche Disziplin kann nicht umhin ein eigenes Bild vom Menschen zu entwerfen (schon allein deswegen, weil es Menschen sind, die hier agieren und sie sich damit niemals völlig abstrahieren können), und zwar in der Regel ein solches, das den jeweiligen Bedürfnissen entspricht bzw. diesen entgegenkommt, da Wirklichkeitskonstruktionen von Bedürfnissen und anderen emotionalen Attraktoren geleitet vorgenommen werden<sup>11</sup>. Gewissermaßen sind die auf diese Art zustande gekommenen Menschenbilder Begleiterscheinungen bzw. – abwertend formuliert – Abfallprodukte oder Randerscheinungen der zentralen Thematik im jeweiligen Beschäftigungsbereich. Es wird dort ein bestimmtes Ziel verfolgt und es kann sich auf dem Weg dorthin herausstellen, dass dazu auch eine Definition vom Menschen notwendig ist, die dann aber immer ausgerichtet auf eben jenes Ziel und damit zwangsläufig einseitig vorgenommen wird.

Dieses Kapitel soll einen kleinen Überblick liefern, in welchen Spannungsfeldern Menschenbilder erzeugt und verhandelt werden. Das kann natürlich bei weitem nicht vollständig sein, aber doch immerhin ein paar Schlaglichter auf den „großen Diskurs“ um den Menschen werfen. Bleibt noch anzumerken, dass die Menschenbilder, also das, was Menschen für Menschen bedeuten, das was Menschen von Menschen halten, wohl *die* zentrale handlungsanleitende Bezugsgröße darstellt, die es angesichts dieser bedeutenden Funktion verdient hätte, dass mensch sich mit allergrößter Gründlichkeit damit auseinandersetzt. Die Menschenbilder sind Bestandteil, ja jeweils konstruktiver Eckpfeiler der von Berger und Luckmann so genannten Alltagswirklichkeit, „jenes Wissens, welches das Verhalten in der Alltagswelt reguliert“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 21). Und es wird praktisch kein Weltbild anzutreffen sein, das ohne Menschenbild auskäme. Zur Bedeutung von

Menschenbildern zitiere ich hier gerne Joachim Bauer: „Anthropologische Vorstellungen bzw. Menschenbilder sind mehr als nur Glaubenssache. Sie bestimmen nicht nur, wie wir uns selbst und andere sehen, sondern auch, wie wir miteinander umgehen. Und damit haben sie weit reichende Auswirkungen darauf, wie wir leben. [...] Menschenbilder mögen die Folge von Erfahrungen sein, noch wichtiger aber ist, was sie ihrerseits bewirken“, der schließlich auch einen auch nicht unwesentlichen Aspekt anspricht: „Bei näherer Betrachtung kann sich dabei zeigen, dass der Stil des Umgangs mit Menschen manchmal die Kraft einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung hat“ (BAUER 2008, 10ff), wobei mir „manchmal“ hier eher untertrieben erscheint.

### 2.2.1 Untersuchungsgegenstand vs. Restgröße

Erst in jüngster Zeit tritt im (politik-)wissenschaftlichen Diskurs das Subjekt an sich in das Blickfeld der Untersuchungen. Noch 1998 meint Kathleen Höll: „Die deutschsprachige Politikwissenschaft hat, so scheint es, bisher keinen Platz für das Individuum gefunden. Den »mündigen Bürger«, obwohl der Souverän der Demokratie, unterstützt keine Theorie selbstbewußten und autonomen Handelns“ (HÖLL 1998, 271). Sie bemüht Wolf-Dieter Narr: „Die sozialen Bedingungen für Selbstbewußtsein und Handlungsvermögen der einzelnen werden bestenfalls in Vorwörtern, nicht aber in wissenschaftlichen Verfahren thematisiert“ (NARR 1988, 116, zitiert nach HÖLL 1998, 271), und meint weiter: „Für die Mainstream-Politikwissenschaft scheint kaum etwas eindeutiger festzustehen, als daß das Individuum, der einzelne Mensch, in der »Realität des Politischen« keine Rolle spiele“ (HÖLL 1998, 271).

Höll fordert schließlich mit Sloterdijk (1983) eine „zweite Aufklärung“ (HÖLL 1998, 277) und begründet das folgendermaßen: „Heute gilt es, die Menschen als ausgestattet mit einer Vielfalt von Potentialen zu sehen, die über das rein Rationale weit hinausgehen. Es gilt anzuerkennen, daß Menschen Teil der Evolution sind wie jedes andere Lebewesen auch und daß diese körperliche Existenz keine Verarmung oder Behinderung, sondern eine Bereicherung bedeutet: um all die Potentiale, die der Körperlichkeit und Sinnlichkeit inhärent sind. Die Würdigung der nicht-rationalen Anteile der Menschen, das Zurückführen des Menschenbildes aus der hierarchischen Spitzenposition innerhalb des Kosmos in den Zusammenhang der Natur, damit auch die Würdigung des Psychischen, der Gefühle, des

---

<sup>11</sup> Mit dieser These setzt sich Kapitel 2.3.1 ausführlich auseinander.

Sinnlichen und Vitalen, der Sinneswahrnehmung und der Intuition (als Ganzheitssinn<sup>12</sup>), ihr Ernstnehmen als unerläßliche Orientierungshilfe in der Welt ist eine der Voraussetzungen für das Ernstnehmen der Menschen als sozial und politisch kompetente Persönlichkeiten. Genaue Kenntnisse darüber, wie Menschen zu ihren Grundorientierungen kommen, wie sie zu Autonomie einerseits, zu Kooperation andererseits fähig sein bzw. werden können, wie sie in Gruppen und Organisationen sich verhalten: all das ist Gegenstand der zahlreichen Entwicklungen auf dem Gebiet des so oft geschmähten »Psycho-Sektors« (HÖLL 1998, 278).

Höll verweist schließlich ebenso auf die Gestalttherapie, die ein „ganzheitliches“ Menschenbild vertritt (vgl. HÖLL 1998, 279) und die einiges an Material liefert zu „einer Theorie des »autonomen« oder vielleicht besser »politisch verantwortlichen« Individuums“ (HÖLL 1998, 278). Schließlich würde hier ein „Menschenbild vertreten, das als eine gute Grundlage für selbständiges und selbstverantwortliches Handeln gelten kann. Die Überwindung der künstlichen Entgegensetzung von Individuum und Gruppe bzw. Gesellschaft wird möglich, indem eine dialektische Beziehung an diese Stelle tritt“ (HÖLL 1998, 280f).

Dass der politikwissenschaftliche Mainstream (und nicht nur dieser<sup>13</sup>) auf das Subjekt völlig „vergessen“ hatte, deutet beispielsweise Helmut Kramer in Bezug auf die „Zeitenwende“ von 1989 an, die „die Spezialisten für die Entwicklung des Kommunismus und der internationalen Politik, Journalisten, Politiker, Diplomaten wie auch Sozialwissenschaftler völlig überraschte“ (KRAMER 1995, 11 mit Bezug auf GOLDMANN 1992, 1ff). Auch wenn er versucht unter Berufung auf Hannah Arendt, die schon 1958 darauf hinwies (um nicht zu sagen, davor warnte), dass der Mensch zum Handeln im Sinne eines Neuanfangs begabt ist und sich damit aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzieht (vgl. ARENDT 1996, 217), dem „unberechenbaren“ Subjekt selbst gleichsam die Schuld an der Krise der Sozialwissenschaften in die Schuhe zu schieben (vgl. KRAMER 1995, 11). Und das obwohl

---

<sup>12</sup> Vgl. dazu auch Kapitel 2.3.2

<sup>13</sup> Angeführt sei beispielhaft Jean Ziegler, der diesen Mainstream auch in seinem eigenen Denken lokalisierte: „Jahrzehntelang habe ich nichts anderes getan, als Machtverhältnisse, soziale Beziehungen, Produktionsverhältnisse und ideologische Zusammenhänge zu erforschen. Nie ging es mir darum, das Innenleben der Menschen, ihre Identität zu verstehen. Meine eigene genauso wenig wie die der anderen. Ich war präsent in der Welt, aber mir selbst fremd. Anders gesagt, ich habe gewissermaßen umgekehrt autistisch gelebt: In intensivem Kontakt mit der Welt und meinen Mitmenschen stehend, hatte ich praktisch keinerlei Beziehung zu mir selbst“ (ZIEGLER 1999, 22f).

diese fast im selben Atemzug ebenso darauf hinwies, daß der „Grundirrtum aller Versuche, den Bereich des Politischen materialistisch zu verstehen [... darin liegt], daß der allem Handeln und Sprechen inhärente, die Person enthüllende Faktor einfach übersehen wird, nämlich die einfache Tatsache, daß Menschen, auch wenn sie nur ihre Interessen verfolgen und bestimmte weltliche Ziele im Auge haben, gar nicht anders können, als sich selbst in ihrer personalen Einmaligkeit zum Vorschein und damit mit ins Spiel zu bringen. Diesen sogenannten »subjektiven Faktor« auszuschalten würde bedeuten, die Menschen in etwas zu verwandeln, was sie nicht sind“ (ARENDE 1996, 225f).

Dieser „Grundirrtum“ musste natürlich von einer Kulturwissenschaft, an die naturwissenschaftliche Ansprüche der Messbarkeit und Nachvollziehbarkeit gestellt wurden und die damit in arge Bedrängnis kam, da sich ihr zentrales Beschäftigungsgebiet nicht auf das bloß Messbare reduzieren lässt, verstärkt verdrängt werden. Und es war vermutlich auch dieser naturwissenschaftliche Anspruch, der innerhalb der Kulturwissenschaften eine Sehnsucht nach Abgeschlossenheit und Überschaubarkeit hervorrief, die verstärkt Menschenbilder als Restgrößen generierte, die mit ihrer Eindimensionalität, berechenbaren Rationalität, ihrer Subjektlosigkeit schon bei oberflächlicher Betrachtung befremdetes Kopfschütteln erzeugen müssten.

Als eines von vielen möglichen Beispielen sei hier das geschlossene Menschenbild als „Restgröße“ eines geschlossenen Nationenbildes, wie es bei Karl Hübner sichtbar wird, skizziert: In seiner Bestimmung des Nationalen meint Hübner, der Abbau der europäischen kulturellen Besonderheiten und die „kulturelle Vermischung“ hätten nur zur Folge, dass kein Element mehr zur vollen Selbstentfaltung käme, „wenn sie nicht schließlich überhaupt alle darin wie in einem schalen Brei verschwänden. Die Menschen verlören so ihre Identität, ohne dafür eine wahrhaft neue einzutauschen, denn so recht gehörte man dann ja weder dem einen noch dem anderen an“ und ein „lebendiges, durch innere Bindekräfte geprägtes, in Schicksalsgemeinschaft miteinander verbindendes, seine Mannigfaltigkeiten tolerierendes und bewahrendes, seine geschichtliche Identität ebenso wie die Identität seiner Menschen schützendes und in friedlichem wie fruchtbarem inneren Wettstreit stehendes Europa“ könne daher nie ein multikulturelles sein (vgl. MARKO 1995, 75f, Zitate aus HÜBNER 1991, 305f). Während Marko Hübners Abwertung des Multikulturalismus kritisiert, soll hier ein wenig auf dessen Menschenbild eingegangen werden. Offenbar ist für ihn die personelle Identität identisch mit nationaler Identität, die es zu erhalten und zu schützen gilt. Er bestimmt Identität über die Zugehörigkeit zu einem, hier nationalen Kollektiv. Seine Absicht beschreibt Marko



so: „Hübner hingegen will in seiner Ablehnung und Abwertung des Multikulturalismus jedoch das Ergebnis der Ethnogenese zu einem bestimmten Zeitpunkt – nämlich der Etablierung des Nationalstaats – als »Wert an sich« festschreiben und damit verabsolutieren“ (MARKO 1995, 76). Es wäre nicht verwunderlich, wenn er damit vor allem das Ergebnis der menschlich-individuellen Entwicklung zu einem bestimmten Zeitpunkt – der sich in diesem Fall allerdings nicht so exakt angeben lässt, werden doch in diesem Menschenbild einige idealisierte Mythen und romantische Reminiszenzen an „längst vergangene Zeiten“ mitschwingen – als „Wert an sich“ festschreiben und verabsolutieren wollte.<sup>14</sup>

## 2.2.2 Generalist vs. Spezialist

„Schuster bleib’ bei deinen Leisten!“ bzw. „Spezialisten leisten mehr!“ sind wohl die beiden bekanntesten Sätze, mit denen unter anderem sehr lange Zeit ungemein erfolgreich die Ausdifferenzierung bzw. Hierarchisierung der Gesellschaft befestigt wurde. Der Nicht-Spezialist taucht nur in seinen Extremvarianten auf: entweder als „Taugenichts“ oder als „Universalgenie“.

Obwohl spätestens seit dem 18. Jahrhundert mit Smith bekannt ist, dass spezialisierte Arbeit – vor allem wenn sie den Bezug zum Gesamtzusammenhang verliert – den Menschen entfremdet, kann das Spezialisierungsdogma noch lange nicht als überwunden bezeichnet werden. Im Gegenteil: es gibt nach wie vor massive Tendenzen, Menschen von den Gesamtzusammenhängen fernzuhalten bzw. halten sie sich selbst davon fern, weil sie sich keinen Nutzen davon versprechen (bzw. ein solcher ihnen nicht versprochen wird – eher das Gegenteil) und weil sie sich nicht die Zeit dazu nehmen wollen oder meinen, sie sich nicht nehmen zu können. Dem Einfügen seiner selbst in eine fremdbestimmte soziale Rolle als Ursprung „erfolgreicher“ Lebensbewältigung hält C. G. Jung entgegen: Die „Identifikationen mit der sozialen Rolle sind überhaupt ergiebige Neurosenquellen. Der Mensch kann sich eben nicht ungestraft seiner selbst zugunsten einer künstlichen Persönlichkeit entledigen“ (JUNG 1998, 79).

Erst in jüngster Zeit scheint sich das Spezialisierungsdogma etwas – aber sicher nicht fundamental – aufzuweichen. Zum einen tauchen Hinweise auf, dass auch GeneralistInnen für ein wie immer dargestelltes Gemeinwesen einen gewissen Nutzen haben können. Beispielsweise wird innerhalb der österreichischen Politikwissenschaft der Nutzen des

---

<sup>14</sup> Zur Problematik kollektiver Identitäten siehe auch Kapitel **Error! Reference source not found.**

GeneralistInnentums gerne zur Abgrenzung gegenüber anderen Disziplinen – hier besonders der Rechtswissenschaft – heran gezogen. „PolitologInnen könnten Leute sein, die wissen, wie man zu einer Information kommt. Sie müssen nicht alles wissen, vor allem nicht auswendig“ meint beispielsweise Hans-Georg Heinrich (1998, 13). Zum anderen nimmt die Zahl der standardisierten Lebensläufe ab, da die durchschnittliche Verweilzeit in einem bestimmten Berufsfeld sinkt. „Heute muß ein junger Amerikaner mit mindestens zweijährigem Studium damit rechnen, in vierzig Arbeitsjahren wenigstens elfmal die Stelle zu wechseln und dabei seine Kenntnisbasis wenigstens dreimal auszutauschen“ (SENNETT 1998, 25). Allerdings erscheint die Aufweichung des Spezialisierungsdogmas von dieser Seite her eher bedrohlich, als dass sie Hoffnung machen könnte. Richard Sennett hat folgende Zusammenhänge hergestellt:

„Beim Heraufdämmern des industriellen Kapitalismus war es noch nicht selbstverständlich, daß Routine ein Übel darstellte. In der Mitte des 18. Jahrhunderts schien es zwei Richtungen zu geben, in welche die repetitive Arbeit sich entwickeln konnte, die eine positiv und fruchtbar, die andere zerstörerisch. Die positive Seite der Routine wurde in Diderots großer *Encyclopédie* (1751-1772) dargestellt, die negative Seite der geregelten Arbeitszeit zeigte sich äußerst dramatisch in Adam Smiths *Der Wohlstand der Nationen* (1776). Diderot war der Meinung, die Arbeitsroutine könne wie jede andere Form des Auswendiglernens zu einem Lehrmeister der Menschen werden; Smith glaubte, Routine stumpfe den Geist ab. Heute steht die Gesellschaft auf seiten von Smith“ (SENNETT 1998, 39). „An einem bestimmten Punkt wird die Routine selbstzerstörerisch, weil die Menschen die Kontrolle über ihre eigenen Handlungen verlieren; der Verlust der Kontrolle über die Arbeit bedeutet, geistig abzusterben“ (SENNETT 1998, 45). Das hat auch schon Tocqueville festgestellt: „Ein Arbeiter, der sich ständig und ausschließlich mit der Fabrikation desselben Gegenstandes beschäftigt, erlangt am Ende eine außerordentliche Geschicklichkeit für diese Arbeit, verliert aber zugleich die allgemeine Fähigkeit, sich geistig mit seiner Arbeit auseinanderzusetzen. Er wird täglich geschickter, aber weniger erfinderisch, und man kann sagen, daß der Mensch in ihm verkümmert, je stärker er sich als Arbeiter vervollkommnet“ (TOCQUEVILLE 1985, 259).

Diese Aussagen müssen mit der folgenden in Zusammenhang gesehen werden: „Heute wird der Begriff »flexibler Kapitalismus« zunehmend gebraucht, um ein System zu beschreiben, das mehr ist als eine bloße Mutation eines alten Themas. Die Betonung liegt auf der Flexibilität. Starre Formen der Bürokratie stehen unter Beschuß, ebenso die Übel blinder Routine. Von den Arbeitnehmern wird verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für

kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln und förmlichen Prozeduren zu werden“ (SENNETT 1998, 10). Wenn also heute jene, die sich vor Zeiten noch für die Spezialisierung ausgesprochen hätten, genau diese unter Beschuss nehmen, dann nicht deshalb, um die mit der Spezialisierung einhergehende Verfremdung des Menschen zu überwinden, sondern im Gegenteil die Fragmentierung noch weiter voranzutreiben und von der bereichsmäßig/“räumlichen“ auch auf die zeitliche auszudehnen. Verließ früher das Leben eines Spezialisten in zwar mitunter sehr einengenden, aber Kontinuität und Orientierung bietenden Geleisen, wird heute auch die prinzipielle zeitliche Offenheit dieser Lebenskarrieren unterbunden – die Geleise können jederzeit und nicht vorhersehbar enden. „In Wirklichkeit schafft das neue Regime neue Kontrollen, statt die alten Regeln einfach zu beseitigen – aber diese Kontrollen sind schwerer zu durchschauen“ (SENNETT 1998, 11). Alle Aufmerksamkeit wird durch dieses Setting auf die unmittelbare Zukunft fokussiert – von Zeit und Ruhe für ganzheitliche Betrachtungen kann keine Rede sein. Hatte man früher die Gebiete links und rechts der vorgezeichneten Lebensbahn für öd und nicht erkundenswert erklärt, können die am Machterhalt Interessierten heute dazu übergehen, auch die Zeit zu verwüsten (vgl. STEFFENSKY 1999, 104).

### 2.2.3 Menschenbilder – Reduktionen und Attribute

Die allermeisten Beschreibungs- und Darstellungsversuche des Menschen gipfeln in oft recht griffigen Phrasen, die auf den ersten Blick durchaus erkenntnisträchtig und plausibel erscheinen, aber kaum je den Menschen wirklich umfassend zu beschreiben vermögen. Das gilt für den aristotelischen Menschen als ζῷον πολιτικόν, als politisches Tier, genauso wie für den zeitgeschichtlichen homo oeconomicus, wenn auch die dahinterstehenden Absichten grundverschieden sein mögen.<sup>15</sup>

Erich Kitzmüller hat beispielsweise den *homo oeconomicus* skizziert und in einer Weise kritisiert, dass dem kaum noch etwas hinzuzufügen ist: „Teils als Fiktion oder Ideal, teils mit dem Anspruch, den Realtypus wiederzugeben, wird das Bild des egoistischen Nutzenmaximierers gesucht und gefunden. Jenseits ethischer Bewertung wird die korrekte Anwendung einer ökonomischen Rationalität, die eben auf das Maximieren von individuellem

---

<sup>15</sup> Es wäre sicher eine ebenso hochinteressante wie umfangreiche Studie, wollte man die historisch auszumachenden Menschenbilder zusammentragen und auf die ihnen zugrundeliegenden Absichten untersuchen. Als Titelvorschlag würde sich zum Beispiel „Das große Buch der Menschenbilder“ anbieten.

Nutzen ausgerichtet sei, abverlangt und geprüft. Darin wird auch die Dominanz der Ökonomie abgebildet. Als Tendenz ist sie auch für die anderen Sozialwissenschaften wirksam (SCHÄFER/WEHRT 1989). Menschen werden als REMM angesprochen: Resourceful, Evaluating, Maximizing Man, »das zentrale Axiom einer sich heutzutage als Theorie rationalen Handelns verstehenden Ökonomie« (ENGELHARDT 1989, S. 25). Ob als Produzent oder Konsument, ob in Wirtschaft oder Politik, stets ist darauf Verlaß, daß Menschen als REMM angegangen werden und so – allein auf den individuellen Nutzen orientiert – sich gegenseitig angehen“ (KITZMÜLLER 1995, 113). Ein guter Bekannter, seines Zeichens Ökonom, pflegte in diesem Zusammenhang immer darauf hinzuweisen, dass das in der Ökonomie verwendete Menschenbild zwar grausam sei, aber noch viel grausamer sei, dass die damit operierenden Theorien oft brauchbare Ergebnisse liefern. „Wir unterwerfen uns der friedlichen Produktion von Destruktionsmittel, der zur Perfektion getriebenen Verschwendung und dem Umstand, daß wir zu einer Verteidigung erzogen werden, welche gleichermaßen die Verteidiger verunstaltet wie das, was sie verteidigen“ (MARCUSE 1998, 11).

Der auf den Produzenten reduzierte Mensch steht auf der anderen Seite der auf den Konsumenten ebenso reduzierte Mensch gegenüber. Dieser wird zum „*Betreuungsobjekt*“, an dem „ein pathologisches und womöglich kommerzialisierbares Verhalten interessiert“ (KITZMÜLLER 1995, 113). „Jene, die in der Hölle der Gesellschaft im Überfluß leben müssen, werden mit einer Brutalität bei der Stange gehalten, die mittelalterliche Praktiken und solche der frühen Neuzeit wiederbelebt“ (MARCUSE 1998, 44).

Ein ebenso beliebtes Bild ist der Mensch als *Systeminsasse*: es „ist um Systeme als der eigentlichen Realität zentriert; Menschen erscheinen nur in jeweils spezifischen Funktionen als Systembestandteile (LUHMANN 1988). Unter dem Bann des Systemdenkens erscheinen Menschen bloß als »Systemumgebung«. Was bleibt, sind Systemfunktionen, die allenfalls einzelnen oder kollektiven Systeminsassen zugeschrieben werden können“ (KITZMÜLLER 1995, 113). Einen wesentlichen Kritikpunkt am systemtheoretischen Denken zeigt z. B. Thomas Meyer auf: „Die Systemtheorie erfüllt nämlich eine Grundbedingung aufklärender Theorie mit Vorsatz nicht. Sie bietet keine Orientierung für praktisches Handeln. Sie weist die Handlungstheorie, die aus Motiven und Zwecken soziales Handeln erklärt, als hoffnungslose Naivität zurück. Damit wird nicht nur der Weg der Erklärung abgeschnitten, sondern auch ein Ansatz kritischer Selbstreflexion“ (MEYER 1992, 192). Folgt man dieser Argumentation, bleiben die Systeme oberste Realität und dementsprechend ungestaltbar und mit ihr natürlich

die Insaßen, die sich dann in die Systeme einfügen müssen. Selbstverständlich können aus dieser Perspektive „Systemzwänge“ auch als oberste Legitimatoren plausibel eingesetzt werden. Dabei springt eine „sonderbare Widersprüchlichkeit des Menschenbildes“ in die Augen, meint Kitzmüller, „zum einen sind Menschen als handelnde Wesen weithin abwesend. Wo es um Bewirken und Folgewirkungen geht, sind nicht Menschen sondern Strukturen, Systeme, sachgesetzliche Funktionszusammenhänge und ähnliches der bewirkende Faktor. Zumeist unausdrücklich, allenfalls als Klage wird das *Schwinden des Subjekts* und das Ausbleiben von Verantwortung in den Diskursen zugrundegelegt. Zum anderen jedoch figurieren Menschen sehr wohl als die allerwichtigste Realität. Menschen erscheinen als der Sinn, das Ziel, der Maßstab, das Zentrum des Geschehens. In dieser Rolle freilich werden sie angesprochen und verstehen sich auch selber als die bedürftigen und anspruchlichen Wesen, deretwegen überhaupt die ganze Veranstaltung des kollektiven und privaten Lebens mit all seinen Leistungsanforderungen, Entsagungen und Befriedigungen stattfinden muß und stattfindet“ (KITZMÜLLER 1995, 105).

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch der *Sündenbock*, die vielleicht älteste Reduktion. Immer wieder konstruiert und nahezu beliebig konstruierbar, dient er wohl in erster Linie dazu, den Kontrast zwischen dem „Wir“ und den „Anderen“ zu schärfen bzw. überhaupt erst ein „Wir“ zu etablieren (vgl. auch KITZMÜLLER 1995, 113f und SCHWAGER 1978). Walter Ötsch (1995) hat sich unter Bezugnahme auf den Rechtspopulismus Jörg Haiders eingehend mit dessen Einsatzmöglichkeiten auseinandergesetzt.

## 2.2.4 Menschenbilder – Entwürfe und Utopien

Eines der wohl häufigst verwendeten Attribute zum Menschen ist der immer wieder auftauchende und geforderte „neue Mensch“. Nach Kurt Hildebrandt hat schon Platon erkannt, dass er das Chaos der athenischen Polis „nicht neugestalten könnte, ohne zuvor den neuen Menschen zu erzeugen. Erst nach der ethischen Verwandlung durfte er seinen politischen Plan verkünden“ (1973, XVI). Ohne auf diese Thematik näher einzugehen, möchte ich an dieser Stelle nur darauf hinweisen, dass Heiner Keupp und seine KollegInnen in ihrem Werk „Identitätskonstruktionen, das Patchwork der Identität in der Spätmoderne“ unter dem sinnigen Titel „Zur Architektur des modernen Subjektgehäuses“ (1999, 21ff) einen interessanten Überblick über verschiedenste Identitätskonstruktionen, Subjektmodelle usw. liefern.

Die Vielfalt der möglichen Beschreibungszugänge ist sagenhaft, deswegen möchte ich beispielhaft nur einige zitieren. Diese sind allerdings auch als Exposition gemeint, wo die Hauptthemen für die anschließenden Kapitel angedeutet bzw. vorgestellt werden.

Eines mit einem gewiss theologischen Hintergrund liefert Martin Buber: „Der freie Mensch ist der ohne Willkür wollende. Er glaubt an die Wirklichkeit; das heißt: er glaubt an die reale Verbundenheit der realen Zweiheit Ich und Du. Er glaubt an die Bestimmung und daran, daß sie seiner bedarf: sie gängelt ihn nicht, sie erwartet ihn, er muß auf sie zugehen, und weiß doch nicht, wo sie steht; er muß mit dem ganzen Wesen ausgehen, das weiß er. Es wird nicht so kommen, wie sein Entschluß es meint; aber was kommen will, wird nur kommen, wenn er sich zu dem entschließt, was er wollen kann. [...] Der willkürliche Mensch glaubt nicht und begegnet nicht. Er kennt die Verbundenheit nicht, er kennt nur die fiebrige Welt da draußen und seine fiebrige Lust sie zu gebrauchen“ (BUBER 1995, 58).

C. G. Jung entwickelt sein Menschenbild über die Individuation: „Man kann hier die Frage aufwerfen, warum es denn wünschenswert sei, daß ein Mensch sich individuiere. Es ist nicht nur wünschenswert, sondern sogar unerläßlich, weil durch die Vermischung das Individuum in Zustände gerät und Handlungen begeht, die es uneinig mit sich selber machen. Von jeder unbewußten Vermischung und Unabgetrenntheit geht nämlich ein Zwang aus, so zu sein und zu handeln, wie man selber nicht ist. Man kann darum weder einig damit sein, noch kann man dafür Verantwortung übernehmen. Man fühlt sich in einem entwürdigenden, unfreien und unethischen Zustand. Die Uneinigkeit mit sich selber aber ist eben der neurotische und unerträgliche Zustand, aus dem man sich erlösen möchte. Eine Erlösung aus diesem Zustand aber ergibt sich erst dann, wenn man so sein und so handeln kann, wie man fühlt, daß man ist. Dafür haben die Menschen ein Gefühl, zunächst vielleicht dämmerhaft und unsicher, mit fortschreitender Entwicklung aber immer stärker und deutlicher werdend. Wenn man von seinen Zuständen und seinen Handlungen sagen kann: »Das bin ich, so handle ich«, so kann man einig damit gehen, auch wenn es einem schwer fällt, und man kann Verantwortung dafür übernehmen, auch wenn man sich dagegen sträubt“ (JUNG 1998, 110).

Berger und Luckmann skizzieren hingegen ein konstruktivistisches Menschenbild: „Die Gegenständlichkeit der gesellschaftlichen Welt bedeutet, daß diese Welt dem Menschen als etwas, das außer seiner selbst ist, gegenübersteht. Die entscheidende Frage ist, ob er sich noch bewußt bleibt, daß die gesellschaftliche Welt, wie auch immer objektiviert, von Menschen gemacht ist – und deshalb neu von ihnen gemacht werden kann“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 95). Und Paul Watzlawick führt weiter aus: „Für viele Menschen ist der radikale

Konstruktivismus unannehmbar, ja geradezu skandalös. Sie halten ihn für die aufgewärmte Form des Nihilismus. Ich behaupte, wenn es Menschen gäbe, die wirklich zu der Einsicht durchbrächen, daß sie die Konstrukteure ihrer eigenen Wirklichkeit sind, würden sich diese Menschen durch drei besondere Eigenschaften auszeichnen. Sie wären erstens frei, denn wer weiß, daß er sich seine eigene Wirklichkeit schafft, kann sie jederzeit auch anders schaffen. Zweitens wäre dieser Mensch im tiefsten ethischen Sinn verantwortlich, denn wer tatsächlich begriffen hat, daß er der Konstrukteur seiner eigenen Wirklichkeit ist, dem steht das bequeme Ausweichen in Sachzwänge und in die Schuld der anderen nicht mehr offen. Und drittens wäre ein solcher Mensch im tiefsten Sinne konzilient. Natürlich gibt es solche Menschen sehr, sehr selten. Ich habe in meinem Leben zwei getroffen, die vermutlich an dem Punkt angekommen waren“ (WATZLAWICK 1992, 220f).

## 2.3 Beschreibungszugänge zur Ganzheit des Menschen

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, sich mit der menschlichen Ganzheit auseinander zu setzen und dementsprechend viele Beschreibungsansätze. Einer davon, den ich den konstruktivistischen Ansatz nennen möchte, versucht die Ganzheit über die Wirklichkeit im konstruktivistischen Sinne zu skizzieren (vgl. Kapitel 2.3.1). Schließlich ist das Menschenbild ein zentraler Baustein der menschlichen Interpretation und dementsprechend häufig Gegenstand der Auseinandersetzung, wenn auch oft nur gleichsam als Begleiterscheinung – „wenige befassen sich mit der theoretischen Interpretation der Welt, aber alle leben in einer Welt“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 16).

Ein zweiter Zugang wird über Widersprüchlichkeiten in Persönlichkeitsstrukturen gesucht bzw. über den Widerspruch allgemein, wobei hier vor allem der „heile“ Aspekt einer Ganzheit zum Tragen kommt (vgl. Kapitel 2.3.2).

Weiters gilt es einen rechtlichen Zugang zu skizzieren, nämlich über die menschliche Würde, die als ein unversehrt zu Haltendes eine Ganzheit darstellt bzw. in der Berufung auf sie ein ganzheitlicher Anspruch zum Ausdruck kommt (vgl. Kapitel 2.3.3).

Schließlich wird ein vierter Zugang gewählt, der sich mit Ganzheit und Beziehung zu anderen Menschen auseinandersetzt. Hier wird untersucht, ob und wie sehr das Gelingen einer Beziehung von der Ganzheit der Beziehungspartner abhängen könnte (vgl. Kapitel 2.3.4).



### 2.3.1 Ganzheit und Wirklichkeit

*Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist um das »Hier« meines Körpers und das »Jetzt« meiner Gegenwart herum angeordnet. Dieses »Hier« und »Jetzt« ist der Punkt, von dem aus ich die Welt wahrnehme.*

BERGER/LUCKMANN (1980, 25)

*Wirklich aber ist, was wirkt.*

C. G. JUNG (1998, 102)

Berger und Luckmann definieren „»Wirklichkeit« als Qualität von Phänomenen [...], die ungeachtet unseres Wollens vorhanden sind – wir können sie ver- aber nicht wegwünschen. »Wissen« definieren wir als die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 1).

Die Wirklichkeit, in der sich ein Mensch bewegt, die ein Mensch bewohnt, ist insofern eine Ganzheit als in ihr *alle* für diesen Menschen *verfügbaren* Informationen enthalten sind. „Die Wirklichkeit ist die *einzig*e Welt, die uns zur Verfügung steht“ (ROTH 1998, 333). Man kann auch sagen, die einem Menschen eigene Wirklichkeit ist sein Entscheidungsraum, bildet seine Entscheidungsgrundlage – in ihr sind alle Informationen enthalten, die einem Mensch zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Verfügung stehen, um eine Entscheidung zu treffen. „Mein Alltagswissen ist wie ein Instrument, mit dem ich mir einen Pfad durch den Urwald schneide“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 46). Um Entscheidungen treffen zu können, muss angenommen werden, dass einem alle für diese Entscheidung relevanten Informationen zur Verfügung stehen. Für den Augenblick, da eine Entscheidung gefällt wird, muss der Informationspool und damit die eigene Wirklichkeit für *abgeschlossen* und somit für diesen Moment für *vollständig* erklärt werden. Dies geschieht natürlich mit unterschiedlichen Graden an Bewusstheit. Während den einen gar nicht bewusst wird, dass sie Entscheidungen treffen, gelingt es anderen nicht oder nur unter großen Mühen, ihren Entscheidungsraum für abgeschlossen zu erklären und eine Entscheidung zu treffen.

Da es nicht zu überblicken ist, ob für eine Entscheidung wirklich alle relevanten Informationen herangezogen wurden – erinnert sei nur an die zeitliche Dimension: wer kann schon genau angeben, welche Folgen eine heute getroffene Entscheidung in z. B. einem Jahr hat – haftet ihr immer eine gewisse Willkürlichkeit und Ungewissheit an.

Schließlich ist eine individuelle Wirklichkeit auch als Bezugssystem auffassbar, nach dem die Kategorisierung bzw. auf dessen Grundlage die Interpretation neuer Wahrnehmungen vorgenommen wird. Auch diese Neueinordnung erfordert die zumindest vorübergehende Absolutsetzung des bestehenden Bezugssystems, dessen Kernbereich auch als Wertegefüge identifiziert werden kann. Die Neuzugänge werden relativ zum bestehenden Bezugssystem bewertet und eingeordnet. Um ein Bezugssystem absolut setzen zu können, muss - und wird es auch – als ein Ganzes, als ein Vollständiges angenommen werden.

Diese Absolutsetzung ist unvermeidlich, da wir einerseits in den ersten Jahren unserer Wahrnehmung nicht zwischen Realität, also der Welt vor der Wahrnehmung, und unserer Wirklichkeit, die das *einzig*e Bezugssystem unserer Interpretation ist, unterscheiden. Diese Differenzierung erfordert ein recht reifes Abstraktionsvermögen. Erst nach und nach stellt sich die Erkenntnis ein, dass es auch andere Bezugssysteme außer dem eigenen gibt, differenziert sich ein „Ich“ aus, akzeptiert dieses unter Umständen auch, dass sich andere Menschen an anderen Wertegefügen orientieren bzw. dass ihnen biographiebedingt andere Informationen für zu treffende Entscheidungen zur Verfügung stehen als einem selbst.

Andererseits ist die zumindest vorübergehende Absolutsetzung auch deswegen unvermeidlich, da sogenannte archimedische Punkte gesetzt werden müssen, um neue Ereignisse in Bezug setzen, also interpretieren, beurteilen und schließlich Entscheidungen treffen zu können<sup>16</sup>. Darüber, wie diese archimedischen Punkte zustande kommen können, schreibt beispielsweise Ernst von Glasersfeld: „Wie der blinde Wanderer seine Vorstellung

---

<sup>16</sup> Jean-Paul Sartre findet einen solchen archimedischen Punkt im cartesianischen *cogito*. Er schreibt: „Es kann als Ausgangspunkt keine andere Wahrheit geben als diese: *ich denke, also bin ich*, das ist die absolute Wahrheit des sich selbst erreichenden Bewußtseins. Jede Theorie, die den Menschen außerhalb dieses Moments nimmt, wo er sich selbst erreicht, ist erstens eine Theorie, die die Wahrheit austreicht, denn außerhalb dieses cartesianischen *cogito* sind alle Objekte nur wahrscheinlich, und eine Lehre der Wahrscheinlichkeiten, die nicht an einer Wahrheit festgemacht ist, stürzt ins Nichts ab; um das Wahrscheinliche zu definieren, muß man im Besitz des Wahren sein. Damit es also irgendeine Wahrheit gibt, braucht es eine absolute Wahrheit; und diese ist einfach, leicht zugänglich, sie ist für jeden erreichbar; sie besteht darin, sich selbst zu begreifen ohne Vermittlung“ (SARTRE 2000b, 165).

von der Umwelt nur aus den Endpunkten aufbauen konnte, die seine Bewegungsfreiheit beschränken, so bauen wir unser »Weltbild« aus Signalen auf, deren Ursprung wir uns ebenfalls nur in Berührungen mit Hindernissen der Umwelt vorstellen können“ (VON GLASERSFELD 1998, 21f). Und weiter: „Wie diese Signale dann zu »Gegenständen« verbunden werden, hängt keineswegs nur davon ab, welche Signale unsere Sinnesorgane eben erzeugen. Im Gegenteil, eine genauere Untersuchung, sei sie introspektiv oder experimentell, zeigt, daß wir nie alle vorhandenen Signale verwenden, sondern durch unsere Aufmerksamkeit stets eine relativ kleine Anzahl auswählen und diese Auswahl zudem durch die Vergegenwärtigung erinnelter Wahrnehmungen (die im Augenblick nicht von den Sinnesorganen spontan erzeugt werden) je nach Bedarf ergänzen. Der »Bedarf« wird dabei durch den Zusammenhang des Handelns bestimmt, in dem wir uns gerade befinden; und dieser jeweilige Zusammenhang erfordert nie, daß wir die »Umwelt« so sehen, wie sie »in Wirklichkeit« ist (was wir ja ohnedies nicht könnten), sondern er verlangt nur, daß das, was wir wahrnehmen, uns zu erfolgreichem Handeln befähigt“ (VON GLASERSFELD 1998, 22, vgl. auch ROTH 1998, 80). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Gerhard Roth, der die philosophischen Konsequenzen neurobiologischer Befunde untersucht hat: „Das Gehirn kann zwar über seine Sinnesorgane durch die Umwelt erregt werden, diese Erregungen enthalten jedoch keine bedeutungshaften und verlässlichen Informationen über die Umwelt. Vielmehr muß das Gehirn über den Vergleich und die Kombination von sensorischen Elementarereignissen Bedeutungen erzeugen und diese Bedeutungen anhand interner Kriterien und des Vorwissens überprüfen. Dies sind die Bausteine der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit, in der ich lebe, ist ein Konstrukt des Gehirns“ (ROTH 1998, 21). Dazu meinen auch Berger und Luckmann: „Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist nicht nur voll von Objektivierungen, sie ist vielmehr nur wegen dieser Objektivierungen wirklich“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 37).

### 2.3.1.1 Das Gehirn und seine Wirklichkeit

*Das Denken baut am Haus des Seins, als welches die Fuge des Seins je geschickhaft das Wesen des Menschen in das Wohnen in der Wahrheit des Seins verfügt. Dieses Wohnen ist das Wesen des »In-der-Welt-seins«.*

Martin HEIDEGGER (1991, 48f)

Diese Aussage Roths („Die Wirklichkeit, in der ich lebe, ist ein Konstrukt des Gehirns“) gemahnt, sich mit der Funktionsweise des Gehirns auseinander zu setzen und eine Exploration zu versuchen, wie sich die hieraus erhaltenen Ergebnisse in ein Menschenbild integrieren lassen.

Menschliche Gehirne sind wie alle anderen Säugergehirne auch aus den selben Grundbausteinen aufgebaut, nämlich aus Nervenzellen (Neuronen) und aus Gliazellen. Gliazellen haben vielfältige Funktionen: sie spielen bei der Regeneration von verletztem oder entzündetem Nervengewebe eine wichtige Rolle, dienen als Stütz- und Leitgerüst für das Nervengewebe, sie bilden die Myelinscheiden von Nervenfasern und sind an der Aufrechterhaltung des sogenannten extrazellulären Milieus beteiligt, das für die Erregungsverarbeitung der Nervenzellen nötig ist. Neuronen wiederum weisen eine große morphologische Vielfalt auf, besitzen aber in der Regel einen Dendritenbaum, welcher der Aufnahme neuronaler Erregung und ihrer Fortleitung zum Zellkörper dient. Ein Fortsatz, Axon oder Nervenfasern genannt, leitet in der Regel die neuronale Erregung von der Nervenzelle fort (vgl. ROTH 1998, 40). Nervenzellen haben über Synapsen miteinander Kontakt. Dabei werden zwei Arten unterschieden: elektrische, bei denen das sogenannte Aktionspotential, das neuronale Signal, das sich an der Zelloberfläche, der Membran, mit Geschwindigkeiten von 100 Metern pro Sekunde und mehr fortpflanzt, unmittelbar von einer Zelle auf die andere überspringt und chemische, wo die Signale mittels chemischer Botenstoffe, (Neuro-)Transmitter übermittelt werden (vgl. ROTH 1998, 40ff). An Synapsen können sich erregende oder auch hemmende Wirkungen auf die nachgeschalteten Neuronen entfalten.

Im Nervensystem kommen die meisten Leistungen durch die Arbeit eines Zellverbandes zustande, der wenige zehntausend, aber auch eine Million Nervenzellen umfassen kann. Dennoch kann schon die einzelne Zelle eine große Rolle in der Erregungsverarbeitung spielen, da sie

Signale von bis zu mehreren zehntausend Zellen aufnehmen und ihrerseits wieder an bis zu mehrere zehntausend Zellen abgeben kann. Zwischen Aufnahme und Weiterleitung kommt es zu einer unterschiedlich komplizierten Integration der Erregung. Normalerweise „feuert“ eine Zelle – leitet also ein Signal dann weiter – wenn mehrere bis viele vorgeschaltete Neuronen gleichzeitig und gleichartig auf sie einwirken (vgl. ROTH 1998, 44f). Die Kombination aller relevanten Faktoren, also die zahlenmäßigen Verhältnisse erregender und hemmender Synapsen, ihres Sitzes an der Oberfläche der Zelle, unterschiedliche Längs- und Zeitkonstanten der beteiligten Membranen, und damit unterschiedliche Ausmaße zeitlicher und räumlicher Integration, lassen nahezu beliebig komplexe Verarbeitungsprozesse an einer einzelnen Nervenzelle zu (vgl. ROTH 1998, 45f). Bleibt noch zu erwähnen, dass das menschliche Gehirn aus einer halben bis einer Billion Nervenzellen besteht (vgl. ROTH 1998, 48; die Schätzungen gehen zum Teil weit auseinander, weil diese Frage aus methodischen Gründen nur schwer zu beantworten ist). Angesichts dieser Ausgangslage ist es vollkommen hoffnungslos, die Funktionsweise des Gehirns in seiner Gesamtheit durch die Nachbildung von Kausalketten begreifen zu wollen. Ein ansatzweises Verständnis lässt sich aber durch die Anwendung von statistischen Interpretationshilfen (besonders die durch Gauß'sche Glockenkurven dargestellten Zufallsverteilungen) erreichen. Hilfreich sind auch Modellvorstellungen aus der Schwingungslehre, insoferne sie Interferenzen (Überlagerungen) betreffen (vgl. dazu weiterführend auch das im Anhang unter dem Stichwort *Begriffsbildung* Angeführte).

Den Kontakt zur Umwelt bewerkstelligen einerseits sensorische Nerven von den Sinnesorganen zum Zentralnervensystem, andererseits motorische Nerven vom Zentralnervensystem zu den Muskeln. Für unseren Zusammenhang hoch bedeutsam ist, dass die Sinneszellen das, was in der Umwelt passiert in die „Sprache des Gehirns“ übersetzen. Die Bestandteile dieser Sprache bilden chemische und elektrische Signale, die als solche keinerlei weitere Spezifität haben, also neutral sind. Dies ist das Prinzip der Neutralität des neuronalen Codes, das für das Verständnis der Funktionsweise des Gehirns größte Bedeutung hat. Die unterschiedlichen physikalischen und chemischen Umweltreize werden in den Sinnesorganen in neuroelektrische bzw. neurochemische Signale umgewandelt. Aus der Beschaffenheit der neuronalen Signale allein lässt sich nicht auf deren Herkunft und Bedeutung schließen – es bleibt ununterscheidbar, ob es sich etwa um visuelle oder auditorische Erregung handelt, um Farb-, Form- oder Bewegungserkennung innerhalb des visuellen Systems usw. (vgl. ROTH 1998, 93ff). Ohne diese einheitliche neuronale Sprache könnten wir wohl nur schwer die verschiedenen Sinneseindrücke in Zusammenhang bringen,

also z.B. optische und akustische Signale der selben Quelle zuordnen. Dies hat unter anderem zur Folge, dass Wahrnehmung nicht Abbildung im wörtlichen Sinn sein kann – Umweltreize werden in Nervenerregungen transduziert.

Dieser Transduktionsprozess hat die Mütter und Väter der Neurowissenschaften stark beschäftigt, so auch den Begründer der Sinnesphysiologie Johannes Müller (1801-1858); er formulierte das bekannte »Gesetz der spezifischen Sinnesenergien«. Dieses Gesetz besagt, dass es nicht der Reiz ist, der die Natur der Sinnesempfindung bestimmt, sondern die durch ihn gereizten Sinnesrezeptoren – nämlich vollkommen unabhängig davon, *wie* diese gereizt werden (vgl. ROTH 1998, 100). Dies führt zu folgendem Schluss: „Dem Gehirn als einem *neuronalen System* sind nur seine eigenen Erregungen gegeben, deren Herkunft und Bedeutung es *erschließen* muß“ (ROTH 1998, 104). Es steht vor der Aufgabe, die von den Sinnesorganen kommenden Erregungen zu *interpretieren*. Dort, auf der ersten Ebene des Wahrnehmungsprozesses, erfolgt die Zerlegung der physikalisch-chemischen Umweltgeschehnisse in sogenannte Elementarereignisse. Diese sind im visuellen System Wellenlänge und Intensität des einfallenden Lichts, im auditorischen System Frequenz und Stärke der Schallwellen. *Diese Elementarereignisse sind das einzige, was für die weitere Verarbeitung zur Verfügung steht; alle anderen Wahrnehmungsinhalte müssen hieraus vom Nervensystem erschlossen oder konstruiert werden* (vgl. ROTH 1998, 250f).

„Diese Konstruktion der Wahrnehmungswelt geschieht [...] innerhalb der automatisiert und unbewußt ablaufenden präkognitiven Phase der Wahrnehmung durch *Vergleich* und *Kombination* von Elementarereignissen. Dies bedeutet die Schaffung neuer Information im Sinne von *Bedeutung*“ (ROTH 1998, 251). Der Prozess der Bedeutungserzeugung geschieht in konvergenter, divergenter und paralleler Weise: Bereits bestehende Informationen werden zusammengefügt (Konvergenz); dabei entsteht eine neue Information, die dann auf weitere informationsverarbeitende und -erzeugende Zentren verteilt wird (Divergenz). Jede einmal erzeugte Information muss jedoch, wenn sie nicht wieder durch Konvergenz vernichtet werden soll, gesondert weitergeführt werden. Dies erfordert Parallelverarbeitung und separate Verarbeitungsbahnen. Daraus resultiert ein von der sensorischen Peripherie zu den corticalen<sup>17</sup> Zentren hinsichtlich der Zahl der beteiligten Nervenzellen stark anwachsendes Netzwerk (vgl. ROTH 1998, 251).

---

<sup>17</sup> Cortex cerebri = Großhirnrinde

Während also unsere Sinnessysteme vieles ausblenden, was in der Außenwelt passiert, enthält umgekehrt unsere Wahrnehmungswelt auch ihrem Inhalt nach sehr vieles, was keinerlei Entsprechung in der Außenwelt hat. „Dazu gehören scheinbar einfache Wahrnehmungsinhalte wie Farben und räumliches Sehen (Objekte in unserer Umwelt sind nicht farbig; unsere Umwelt ist nicht perspektivisch aufgebaut, d. h. entfernte Objekte sind nicht klein). Insbesondere aber gehören hierzu alle Kategorien und Begriffe, mit denen wir die Welt (unbewußt oder bewußt) ordnen, alles Bedeutungshafte in unserer Wahrnehmung (die Ereignisse in der Umwelt sind an sich bedeutungslos), Aufmerksamkeit, Bewußtsein, Ich-Identität, Vorstellungen, Denken und Sprache. Wir wenden diese hochkomplexen Konstrukte auf die Welt an, sie sind ihr aber nicht entnommen“ (ROTH 1998, 253).

Für unseren Zusammenhang sind die sich daraus ergebenden Konsequenzen für das Verständnis eines Kommunikationsprozesses besonders hervorzuheben. So konstituiert sich die Bedeutung einer Botschaft immer im Empfänger – unabhängig davon, welche Bedeutung der Sender intendiert hat. Sie bestimmt sich durch das Vorwissen des Empfängers, den semantischen Kontext, in dem es empfangen wird. Der Sender von Signalen kann nicht direkt die Bedeutungszuweisung im Empfänger und damit das intendierte Verstehen kontrollieren. Es gibt also strenggenommen keine Kommunikation im Sinne von Bedeutungsübertragung. Bedeutung wird der neuronalen Erregung erst innerhalb eines kognitiven Systems zugewiesen, und zwar in Abhängigkeit vom Kontext, in dem die Erregungen auftreten (vgl. ROTH 1998, 107f). Farbempfindung entsteht so beispielsweise nicht deshalb, weil etwa ein Farbrezeptor im Auge eine bestimmte Lichtwellenlänge codiert. Vielmehr werden in der weiteren Verarbeitung den relativen Aktivitäten der Farbrezeptoren und der nachgeschalteten Zellen innerhalb des gesamten Aktivitätszustandes erst bestimmte Farbempfindungen zugewiesen. Ohne diese Zuweisung wären wir nicht in der Lage, Gegenstände anhand ihrer Farbe auch unter stark wechselnden spektralen Lichtverhältnissen identifizieren zu können. Die Welt sähe morgens, mittags und abends dramatisch anders aus, wie Christoph von Campenhausen argumentiert, der sich u. a. mit diesem Phänomen der Farbkonstanz beschäftigt hat (vgl. VON CAMPENHAUSEN 1981).

#### 2.3.1.1.1 Die Rolle des Gedächtnisses

Gerhard Roth bezeichnet das Gedächtnis als „unser wichtigstes Sinnesorgan“ (ROTH 198, 261) und erläutert dies sehr anschaulich an einer Abbildung, die auf den ersten Blick nichts zu erkennen gibt außer schwarze und weiße Flächen. Erst nach einem relativ mühsamen

Konstruktionsprozess, der aber durch bestimmte Hinweise sehr erleichtert werden kann, wird erkennbar, was auf dem Bild dargestellt ist (vgl. Abbildung 1).



**Abbildung 1: Was ist hier dargestellt? (Auflösung auf Seite 132)**

Hat eine Versuchsperson dies aber einmal „begriffen“, erkennt sie das Dargestellte sofort wieder, ja es wird nahezu unmöglich in dem Bild etwas anderes zu erkennen, als das, was ursprünglich begriffen wurde (vgl. ROTH 1998, 261ff, besonders auch PERLS u. a. 1996, 39ff). Er schlussfolgert: „Es genügen zum Teil nur Bruchstücke von aktuellen Sinnesdaten, um in uns ein vollständiges Wahrnehmungsbild zu erzeugen, das dann gar nicht von den Sinnesorganen, sondern aus dem Gedächtnis stammt“ (ROTH 1998, 267). Das bedeutet auch, dass mit zunehmendem Umgang mit der Umwelt das Gedächtnis eine immer größere Rolle bei der Gestaltung der Wahrnehmung spielt. So außergewöhnlich vorteilhaft dieser Umstand sein mag – es sei an die vielen nebenbei bewältigbaren Routineaufgaben erinnert – führt das auch zu einigen bekannten Fehlleistungen (Stichwort Betriebsblindheit). „Sie entstehen vor allem dadurch, daß von unserem kognitiven System eine Situation nach Abtasten der »Eckdaten« fälschlich als »vertraut/bekannt« eingestuft wird und daß dadurch neue Details völlig ignoriert werden“ (ROTH 1998, 269). Besonders in menschlichen Beziehungen sind



solche Fehlleistungen eine ergiebige Quelle für Konflikte aller Art, was uns in Kapitel 2.3.3 und 2.3.4 noch eingehend beschäftigen wird. Sie spielen aber ebenso im Umgang mit den verschiedenen Wirklichkeitsbereichen, wie sie in den folgenden Kapiteln 2.3.1.3.1 bis 2.3.1.3.4 beschrieben werden eine grundlegende Rolle.

#### 2.3.1.1.2 Konklusionen

Der Neurobiologe und Philosoph Gerhard Roth hat aus den Befunden der kognitiven Neurobiologie philosophische Konsequenzen gezogen. Die für unseren Zusammenhang wichtigsten Schlussfolgerungen seien hier angeführt.

Eine Schlussfolgerung betrifft das Verständnis des Gehirns als solches: „Gehirne sind keine »datenverarbeitenden« Systeme; sie müssen ein Verhalten erzeugen, das den Organismus in die Lage versetzt zu überleben, oder, weniger dramatisch ausgedrückt, die Frage beantworten: »Was tue ich jetzt?«“ (ROTH 1998, 197). Dies lässt sich mühelos auch als eindeutige Absage an mechanistische Vorstellungen von der Funktionsweise des Gehirns und an die dazugehörigen Menschenbilder lesen.

Eine weitere bedeutsame Schlussfolgerung überwindet die jahrhundertlang das menschlichen Denken bestimmende Kluft zwischen Ratio und Emotion. Verstand und Emotion bilden vielmehr eine unauflösbare Einheit (vgl. ROTH 1998, 178ff). *„Bewertungs- und Gedächtnissystem hängen untrennbar zusammen, denn Gedächtnis ist nicht ohne Bewertung möglich, und jede Bewertung geschieht aufgrund des Gedächtnisses, d. h. früherer Erfahrung und Bewertung“* (ROTH 1998, 198). „Das Wirken des limbischen Systems<sup>18</sup> erleben wir als begleitende Gefühle, die uns entweder vor bestimmten Handlungen warnen oder unsere Handlungsplanung in bestimmte Richtungen lenken. Gefühle sind somit »konzentrierte Erfahrungen«; ohne sie [...] ist vernünftiges Handeln unmöglich. Wer nicht fühlt kann auch nicht vernünftig entscheiden und handeln“ (ROTH 1998, 212). Erstaunlicherweise kam Frederick Perls schon spätestens 1951 zu einem ganz ähnlichem Ergebnis: „Sobald man einmal begriffen hat, daß das Gefühl keine Gefahr für die vernünftige Regelung unserer Angelegenheiten ist, sondern vielmehr die einzige Grundlage für eine vernünftige Ordnung des Menschenlebens, so ist der ständigen Beachtung seiner klugen Eingebung der Boden bereitet“ (PERLS u. a. 1996, 108).

---

<sup>18</sup> Ein Teilbereich des Gehirns

Eine Neubewertung bzw. eine vielleicht erstmalig entmystifizierte Bewertung erfährt auch der Begriff des Bewusstseins. „Bewußtsein ist ein Prozeß, der hinsichtlich des Zeitpunktes und des Ortes mit bestimmten technischen Mitteln [...] erfaßt werden kann und somit keineswegs ein rein privates Phänomen ist. Immer dann, wenn eine Person Bewußtseinszustände hat, laufen in seinem Gehirn bestimmte Prozesse der Interaktion corticaler und subcorticaler Zentren ab, und zwar in Zusammenhang mit der Bewältigung von Aufgaben kognitiver oder motorischer Art, für die es noch keine fertigen neuronalen Netzwerke gibt. Die Empfindung dieses Zustands als Bewußtsein ist das Eigensignal des Gehirns für diesen Zustand“ (ROTH 1998, 247). „Je komplexer eine Wahrnehmungsleistung oder motorische Handlung, desto besser geht sie unbewußt vonstatten. Bewußtsein als *notwendige* Begleiterscheinung betrifft immer nur die mühsame Trainingsphase“ (ROTH 1998, 251f). Bewusstsein lässt sich gleichsam als Differenz zwischen Gedächtnis und Wahrnehmung zu einem bestimmten Zeitpunkt definieren.

Schließlich deutet Roth auch eine Neukonstruktion des Ich-Begriffs an. „Die Autonomie menschlichen Handelns ist nicht im subjektiv empfundenen Willensakt begründet, sondern in der Fähigkeit des Gehirns, aus innerem Antrieb Handlungen durchzuführen. Das Gehirn oder besser: der ganze Mensch ist also das autonome System, nicht das empfindende Ich. Diese Autonomie beruht darauf, daß das Gehirn alles, was es tut, durch das limbische System bewertet und das Resultat dieser Bewertung im Gedächtnis niederlegt“ (ROTH 1998, 310). Will ich mich also als Ganzes verstehen, muss ich auch jene Bereiche meines Denkens in mein Ich mit einbeziehen, die nicht ständig meiner bewussten Kontrolle zugänglich sind. Schließlich bestimme ich als mein Gehirn die ganze Wirklichkeit, in der ich lebe, und es scheint nicht plausibel das Ich nur auf die „Baustellen“ dieser Wirklichkeit, dort wo also mein Bewusstsein aktiv ist, zu beschränken. Diese Ich-Bestimmung kann natürlich aufgrund des enthaltenen Kontrollverlusts abgelehnt werden. Die Menschen, die dazu tendieren, müssen sich aber im Klaren sein, dass mit dieser Haltung ihr Ganzes in ein Ich und ein Gehirn zerfällt bzw. in ein Bewusstsein und ein Nichtbewusstsein, was wiederum zur Folge hätte, dass sie ihre Identität nur über ihr Bewusstsein bestimmen können. Mit dieser Identität würde also Stabilität in einem Bereich gesucht, der in der eigenen Wirklichkeit Veränderung schlechthin bedeutet. Oft scheint der Ausweg aus dieser Situation darin gesucht zu werden, dass die Veränderung gleichsam eingefroren wird bzw. dass das in Bau befindliche Gebäude niemals fertig gestellt und immer, bevor der Schlussstein zu setzen wäre, Teile wieder abgetragen, in Frage gestellt werden müssen, um die eigene Identität nicht zu verlieren. Sisyphos lässt grüßen. Will mensch sich aus dieser Situation befreien, bleibt wohl nichts anderes, als in

ihr/sein Ich und damit ihre/seine Identität auch jene Bereiche mit einzubeziehen, die der bewussten Kontrolle nicht ständig zugänglich sind und damit dem Unbewussten und dann schließlich auch dem Unbekannten zu vertrauen.

### 2.3.1.2 Zur Entstehung und Bedeutung von Bezugssystemen

*„Alles menschliche Tun ist dem Gesetz der Gewöhnung unterworfen“*

Peter BERGER und Thomas LUCKMANN (1980, 56)

In den folgenden Kapiteln soll untersucht werden, inwieweit es Sinn macht, die individuelle Wirklichkeit in verschiedene Bereiche auszudifferenzieren, und zwar in Abhängigkeit von ihrer jeweiligen Hauptthematik, deren Bearbeitung und Umgang spezifische Interpretationswerkzeuge notwendig machen. Unterschiedliche Wirklichkeitsbereiche kommen dadurch zustande, weil verschiedene Sachgebiete einen jeweils anderen Umgang erfordern können. Es hängt klarerweise vom Gegenstand der Beschäftigung ab, welche Interpretationsmuster und Handlungsstrategien herangezogen werden. Und es sei auch besonders hervorgehoben, dass deren Anwendung auf andere Wirklichkeitsbereiche mitunter fatale Folgen zeitigen kann. Um dies zu verdeutlichen sei folgendes Gedankenexperiment angestellt: Nehmen wir das Bezugssystem „Fußballspiel“. Einem Fußballspieler ist dieses Bezugssystem vertraut, er kennt die Regeln, weiß wie er bestimmte Situationen auf dem Fußballfeld zu interpretieren hat und welche die jeweils passenden Handlungen sind. Er hat einen Interpretationsapparat ausgebildet, der ihn erfolgreich – abgesehen von dem sicherlich auch notwendigen Talent – im Bezugssystem Fußballspiel agieren lässt. Es würde vermutlich keinem Menschen einfallen, aber nehmen wir es einmal an, ein Fußballspieler geht hier in unserem Gedankenexperiment mit seinem Interpretationsapparat in das Bezugssystem „Handballspiel“. Er wird permanent Regelverstöße begehen und unpassende Aktionen setzen bzw. solche bei seinen Mitspielern feststellen und gegebenenfalls einklagen wollen. In ihren Augen wird er sich völlig „falsch“ verhalten, die sich bietenden Situationen völlig „falsch“ interpretieren und ebenso erfolglos agieren. Den Handballern würde es überaus dumm erscheinen – selbst wenn sie genau wüssten, dass der Fußballer nach dem Bezugssystem „Fußballspiel“ interpretiert – wenn dieser sich weigerte seinen Interpretationsapparat zu wechseln. Das gemeinsame Spiel wird jedenfalls nicht gelingen. Sie werden unbefriedigt auseinander gehen und vermutlich nach Leuten Ausschau halten, die sich in den ihnen bekannten Bezugssystemen bewegen.



**Abbildung 2: Wer spielt nach den „richtigen“ Regeln?**

Das ist natürlich ein sehr einfaches und unverfängliches Beispiel. Beide Bezugssysteme sind sehr genau geregelt und den Betroffenen ist allenfalls im Voraus klar, worum es geht und in welchem Bezugssystem sie sich für die Dauer des Spieles aufhalten werden. Sie werden „richtig“ interpretieren und passende Aktionen setzen. Dass es nicht immer so selbstverständlich klar ist, den passenden Interpretationsapparat zur jeweiligen Situation zu wählen, belegen Beispiele aus der Soziologie. Eines, das bei Paul Watzlawick angeführt ist und durch die Weltpresse ging, sei auch hier wiedergegeben: „In einem sehr eleganten Reitklub der Stadt São Paulo mußte das Geländer der Veranda erhöht werden, denn es war schon mehrfach vorgekommen, daß Menschen dort rücklings über das Geländer gestürzt waren und sich schwer verletzt hatten. Ein Verhaltenswissenschaftler ging der Sache nach und kam zu dem an sich schon bekannten Ergebnis, daß es in jeder Kultur eine für richtig gehaltene Entfernung gibt, die man einnimmt, wenn man stehend mit einem anderen Menschen spricht. Bei uns in Westeuropa oder in den Vereinigten Staaten ist das die sprichwörtliche Armeslänge. In den Mittelmeerländern und in Südamerika ist die Distanz jedoch kürzer. Nun stellen Sie sich vor, daß ein Nordamerikaner und ein Brasilianer auf jener Veranda ins Gespräch gekommen waren. Der Nordamerikaner nahm die richtige Distanz ein, die jeder Normale einnimmt, wenn er mit einem anderen spricht. Der Brasilianer fühlte sich

aber zu weit absteht und rückte auf, der Nordamerikaner stellte wieder die richtige Entfernung her, der Brasilianer tat das ebenfalls, bis dann der Nordamerikaner an jenes Gelände anstieß und hinunterfiel“ (WATZLAWICK 1992, 153f). An diesem Beispiel wird sehr schön deutlich, dass es den Beteiligten oft gar nicht bewusst ist, dass sie sich in einem bestimmten Bezugssystem bewegen, dass ihr Gesprächspartner sich mitunter in einem anderen Bezugssystem bewegt und dass diese Unbewusstheit fatale Folgen haben kann. Nordamerikaner und Brasilianer spielten in verschiedenen Spielen und das Ergebnis war dementsprechend unbefriedigend.

Vermutlich ist es eher die Regel als die Ausnahme, dass Bezugssysteme nicht so eindeutig wie in einem Spiel definiert sind, ihre Regeln stehen gleichsam noch in Verhandlung, sind noch nicht allgemein anerkannt. „Große“ Bezugssysteme wie z. B. ganze Kulturen werden vermutlich auch nie fertig ausverhandelt sein. Gerade der kulturelle Bereich „lebt“ ja geradezu davon, immer wieder neue Aspekte in die Verhandlungen bzw. Diskurse einzubringen und damit bestehende Bezugssysteme in Frage zu stellen, wie weiter unten noch auszuführen sein wird.

Zuvor wollen wir uns aber noch damit beschäftigen, wie Bezugssysteme zustande kommen. Wie kommt es zu so etwas wie einem Bezugssystem? Wann beginnt man ein Bezugssystem zu konstruieren? Was steht am Beginn? Ein Bedürfnis? Eine Idee? Eine Beobachtung? Ein Konflikt? Oder noch allgemeiner: ein gewisses Ungleichgewicht, eine Unstimmigkeit, eine Widersprüchlichkeit, ein Gefühl der Unvollständigkeit, der Unsicherheit, der Irritation? Die Konstruktion eines Bezugssystems beginnt wohl mit einem Regelungs- bzw. Orientierungsbedürfnis. Es werden mehr oder weniger willkürlich archimedische (Orientierungs-)Punkte gesetzt, um Entscheidungen treffen zu können, um einen stabilen Ansatzpunkt für zu tätige Aktionen zu haben. In der Regel gibt es da auch keine besonders große Auswahl, mensch ist auf das angewiesen, was sich anbietet<sup>19</sup> - vergleichbar mit einem Kind, das sich sein Elternhaus und seinen Wohnort ebenso wenig wählen kann. Mangels Alternativen<sup>20</sup> setzt es Elternhaus und Wohnort als archimedische Punkte bzw. die dort

---

<sup>19</sup> Vgl. dazu auch: „Das Denken vollbringt den Bezug des Seins zum Wesen des Menschen. Es macht und bewirkt diesen Bezug nicht. Das Denken bringt ihn nur als das, was ihm selbst vom Sein übergeben ist, dem Sein dar“ (HEIDEGGER 1991, 5).

<sup>20</sup> Das Kind „internalisiert die Welt seiner signifikanten Anderen nicht als eine unter vielen möglichen Welten, sondern als die Welt schlechthin, die einzige vorhandene und faßbare. Darum ist, was an Welt in der primären Sozialisation internalisiert wird, so viel fester im Bewußtsein verschanzt als Welten, die auf dem Wege

geltenden Maßstäbe, beginnt von dort weg die Welt zu erkunden, setzt alle neuen Eindrücke in Relation zu diesen Orientierungsmarken. „Die Welt der Kindheit ist dicht und zweifelsfrei wirklich. Das wäre in diesem Entwicklungsstadium des Bewußtseins wohl gar nicht anders möglich. Erst später kann sich der Mensch den Luxus des Zweifels in bescheidenem Rahmen leisten“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 146).

Dabei bleibt unbedingt zu berücksichtigen, dass Wiederholung respektive Gewohnheit „der grundlegende Baustein der erlebten Wirklichkeit [ist]. Je nachdem, was da als wiederholt erlebt wird, bilden sich Stufen der Wirklichkeit. Ein Farbfleck, der nur als momentaner Eindruck in meinem Blickfeld erscheint und sich nicht mehr sehen läßt, wird zumeist als visuelle Fehlleistung oder Illusion verworfen und nicht als »wirklich« registriert. Läßt er sich jedoch wiederholen, so gewinnt er Realität, und wenn der visuelle Eindruck sich gar mit einem Eindruck anderer Art, z. B. des Tastsinns oder des Gehörs, koordinieren und koordiniert wiederholen läßt, dann werde ich dieses kombinierte Erlebnis wohl oder übel als Wirklichkeit buchen. Je verlässlicher die Wiederholung so eines Erlebnisses sich heraufbeschwören läßt, um so solider wird der Eindruck seiner Wirklichkeit. In der Konstruktion der Wirklichkeit gibt es viele kleine Stufen und Nuancen, und durchwegs spielt die Möglichkeit des Koordinierens und Wiederholens eine ausschlaggebende Rolle. Doch was da aufgebaut wird, ist offensichtlich nie mehr als die Erlebniswelt des einzelnen Subjekts“ (VON GLASERSFELD 1998, 32f).

Die Bedeutung von Bezugssystemen, wenn sie intersubjektiv zu „sozialen Bereichen“ werden, „liegt darin, daß sie sozial erzeugte Möglichkeiten für Kommunikation und koordiniertes Handeln bieten. Wenn sich ein lebendes System so verhält, wie es einem sozialen Bereich entspricht, dann werden seine Handlungen von den anderen lebenden Systemen, mit denen es diesen Bereich konstituiert hat oder die ihn zur Prämisse ihres eigenen Handelns gemacht haben, so interpretieren, wie es den Intentionen des Handelnden entspricht. Dies ist auch keineswegs überraschend, wenn man berücksichtigt, daß kognitive Systeme als selbstreferentielle Systeme funktionieren, d. h. als Systeme, die alles, was sie wahrnehmen, entsprechend dem eigenen Zustand wahrnehmen. Daraus folgt für den Fall, in dem mehrere Systeme parallelisierte Zustände ausgebildet haben, daß jedes Ereignis, das zu dem betreffenden gemeinsam konstituierten Bereich (einem konsensuellen Bereich) gehört, in ebenfalls parallelisierter Weise interpretiert wird. Dies gilt für alle Arten wahrgenommener

---

sekundärer Sozialisation internalisiert werden“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 145; zum Begriff des „signifikanten

Handlungen. Werden sie durch ebenfalls sozial ausgebildete Symbolsysteme ersetzt, so haben wir es mit Kommunikation zu tun. Entsteht dabei ein Kommunikationssystem, das die Möglichkeit bietet, innerhalb des Systems dieses selber zum Gegenstand von Kommunikation zu machen, so haben wir eine Sprache. Ihr Referenzbereich ist keine Realität an sich, sondern eine sozial konstruierte oder definierte Realität“ (HEJL 1998, 126).<sup>21</sup>

---

Anderen“ vgl. MEAD 1998)

<sup>21</sup> Hejl unterscheidet noch weiter zwischen sozialen Bereichen und sozialen Systemen. Bei letzterem kommt zum ausgebildeten Bereich sinnvollen Handelns und Kommunizierens noch die auf die jeweils anderen gerichtete Interaktion. Beispielsweise bilden alle Menschen, die die Regeln des Fußballspielens kennen noch kein soziales System, da sie nicht interagieren. Ein gemeinsam – noch dazu gegen einen gemeinsamen Gegner – spielendes Fußballteam hingegen sehr wohl (vgl. HEJL 1998, 128).



### 2.3.1.3 Die vier Hauptwirklichkeitsbereiche

Es könnten nun die möglichen Wirklichkeitsbereiche z. B. anhand der verschiedenen Berufe katalogisiert werden, in denen sich Menschen einen Gutteil ihrer Lebenszeit mit dem für den jeweiligen Beruf zentralen Problembereich beschäftigen. Aber dass z. B. ein Architekt die Welt und im Gefolge den Menschen mit „anderen Augen“ betrachtet als z.B. ein Tierpfleger oder dass zwei Menschen, die die gleiche Zeitung lesen doch mitunter komplett verschiedene Inhalte erinnern, ist wohl offensichtlich genug, um hier nicht Gegenstand der Untersuchung zu werden. Peter Berger und Thomas Luckmann haben diese Erscheinung folgendermaßen formuliert und zusammengefasst: „Im gesellschaftlichen Wissensvorrat ist die Wirklichkeit nach Graden der Vertrautheit differenziert. Ich bin gründlich und eingehend über diejenigen Ausschnitte der Alltagswelt informiert, mit denen ich oft zu tun habe, viel allgemeiner und ungenauer dagegen über die, welche mir fernliegen. Mein Wissen über meinen Beruf und meine Berufswelt ist reich und spezialisiert, während ich nur skizzenhaft von der Berufswelt anderer weiß.“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 44f). Die Ausdifferenzierung des Berufslebens führt also auch zu einer Ausdifferenzierung der Erlebniswelten. Auch die sich daraus für den zwischenmenschlichen Bereich ergebenden Komplikationen wurden schon beschrieben: „Die Aufgliederung der institutionalen Ordnung und die mit ihr einhergehende Zuteilung von Wissen muß zu der Schwierigkeit führen, integrationsfähige Bedeutungen zu schaffen, die für die ganze Gesellschaft gelten und einen allgemeinverbindlichen Zusammenhang objektiver Sinnhaftigkeit für die bruchstückhafte Erfahrung des Einzelnen und sein bruchstückhaftes Wissen eingehen. [...] Eine mögliche Folge der institutionalisierten Auffächerung ist das Entstehen gesellschaftlich abgetrennter Subsinnwelten“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 89f).

Ich will mich deswegen im Folgenden auf jene Wirklichkeitsbereiche konzentrieren, in denen sich jeder Mensch früher oder später wiederfindet, die aber doch ihren jeweils eigenen Interpretationsmodus verlangen, bzw. wo ein solcher bei längerem Verweilen in dem jeweiligen Bereich entwickelt wird. Soweit ich es derzeit ausmachen kann, sind das im Wesentlichen vier solcher Wirklichkeitsbereiche, die man mit Hannah Arendt auch als Seinsordnungen (1996, 35) bezeichnen könnte. Und zwar: *Wirtschaft* für den Umgang mit dem Notwendigen, *Kunst* für den Umgang mit dem Möglichen, *Religion* für den Umgang mit dem Unbekannten und schließlich *Politik* für den Umgang mit der/dem Anderen. Auch die gesellschaftliche Wirklichkeit scheint grosso modo in diese Bereiche gegliedert, wobei die in diesen Bereichen tätigen Menschen durchaus einen spezifischen Habitus entwickeln und mitunter blind für die bzw. aus mangelnder Anwendung ungeübt in den Interpretationsweisen

der jeweils anderen Bereiche werden. Diese vier großen Wirklichkeitsbereiche sind durchaus als Subsinnwelten im Sinne von Berger und Luckmann anzusprechen mit den entsprechenden Implikationen: „Wie alle Sinnkonstruktionen der Gesellschaft müssen auch die Subsinnwelten von einer bestimmten Gemeinschaft »getragen« werden<sup>22</sup>, das heißt, von der Gruppe, welche die betreffende Sinnhaftigkeit ständig produziert und in der sie objektive Wirklichkeit geworden ist. Zwischen solchen Gruppen können Streitigkeiten und Rivalitäten bestehen“ (BERGER/LUCKMANN 1980 90f). Das berühmteste Beispiel für eine solche Streitigkeit zwischen den hier in Frage kommenden Wirklichkeitsbereichen ist wohl der mittelalterliche Investiturstreit, wo sich religiöse und politische Subsinnwelt gegenüberstanden und – wenn auch aus verschiedenen Motiven – in den Bereich der jeweils anderen übergriffen. Gegenwärtig erleben wir beispielsweise mit der neoliberalen Invasion aller Gesellschaftsbereiche und ihrem Bestreben alles marktförmig auszurichten eine krasse Dominanz der wirtschaftlichen Subsinnwelt.

Der Unterschied zwischen den Berger/Luckmannschen Subsinnwelten und den hier diskutierten Wirklichkeitsbereichen besteht weniger in den soziologischen Auswirkungen, die prinzipiell vergleichbar ablaufen, als vielmehr darin, dass sie auch intrapersonell stattfinden, da jeder Mensch mit jedem dieser vier Wirklichkeitsbereiche früher oder später konfrontiert wird – und eine Umgangsform dafür entwickelt.

Die folgenden Abschnitte sind eine kursorische Bestandsaufnahme dieser Konstruktionsfelder, gewissermaßen die Kartierung verschiedener „Rohstoffquellen“ zur Konstruktion einer Wirklichkeit. Man könnte sie auch Hauptbauplätze in der menschlichen Wirklichkeitskonstruktion nennen, wo durch Informationsdefizite erhöhter Konstruktionsbedarf besteht und wo der jeweilige Auseinandersetzungsgegenstand die Konstruktionsweise bestimmt.

Dabei sollte im Auge behalten werden, dass sich mit dem Auftreten von Subsinnwelten eine Vielfalt der Perspektiven entwickelt, „unter denen sich die Gesamtgesellschaft betrachten läßt; sie wird von jeder Subsinnwelt her in anderem Blickwinkel gesehen. [...] Jede Perspektive mit all ihrem Zubehör an Theorien oder gar Weltanschauungen ist auf engste verknüpft mit handfesten Interessen ihrer Trägergruppe“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 91).

---

<sup>22</sup> Vgl. Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. I, Tübingen <sup>5</sup>1963 (<sup>1</sup>1920-21), insbes. die Einleitung zu Teil III: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«.

#### 2.3.1.3.1 Das Notwendige

Dieser Wirklichkeitsbereich eröffnet sich, wenn ein Mensch mit einer Notsituation konfrontiert ist und nach Möglichkeiten sucht, diese zu überwinden. Es geht hier also um den Umgang mit existentiellen Anforderungen und jenen Bedürfnissen, deren Befriedigung die Lebenszeit wesentlich verlängert. Ein in diesem Bereich erfolgreicher Interpretationsapparat muss die Art und Ursache der Notlage genau genug bestimmen können und eine Reihe von Strategien zu deren Überwindung bzw. Vermeidung zur Verfügung haben. Charakteristisch für diesen Bereich ist der stärker werdende Zeitdruck – es ist eben meist nur begrenzte Zeit zur Überwindung der Notlage verfügbar. Damit geht mitunter eine hohe Emotionalität einher. Dem Bereich ist auch ein Präventivdenken eigen, gilt es doch auch Vorsorge zu treffen, um möglichst nie wieder in eine einmal bewältigte Notsituation zu geraten.

Es sind also folgende mehr oder weniger bewusst gestellte Fragen, um die das Denken in diesem Wirklichkeitsbereich kreist:

Was ist die Ursache meines Unwohlseins?

Was kann ich tun, um mein Unwohlsein zu beenden?

Was muss ich tun, damit ich künftig nicht mehr in solche Situationen gerate?

Diese Fragen kalibrieren den Interpretationsapparat, indem sie einen Bewertungsfilter über die dargebotenen Wirklichkeitsinhalte legen. Sie orientieren das Denken an diesen Inhalten und blenden andere nicht verwertbar erscheinende Inhalte aus dem Dargebotenen aus. Dies mitunter so erfolgreich, dass mensch relativ leicht dazu neigt, von einer eigenen Welt zu sprechen, ja diese mit der ganzen Welt gleichsetzt. Die im Alltagsdiskurs auftauchende „beinharte Realität“ dürfte mit dieser Welt der Notwendigkeit einigermaßen identisch sein. Bleibt noch anzumerken, dass es hierbei um die Abstellung bzw. Vermeidung von Unwohlsein geht und nicht um die exakte Beantwortung der gestellten Fragen. Diese sind hier nur die verbalisierte Form der Antriebe, die den menschlichen Umgang mit dem Notwendigen bestimmen. An für diesen Bereich zentralen Emotionen lassen sich Sorge und Befriedigung ausmachen.

Er könnte schließlich auch der wirtschaftlich orientierten Wirklichkeitsbereich genannt werden, oder kurz: Wirtschaft. (Vgl. hierzu auch den altgriechischen οἰκός wie er bei Hannah Arendt (1996, z. B. 35) beschrieben ist). Dies aus gutem Grund. Die zentralen Fragen, um die wirtschaftliches Denken kreist, lauten: „Wie kann ich meine Gewinne maximieren?“ bzw. „Wie kann ich das bereits Erreichte erhalten?“ Diese Frage ist mit: „Was kann ich tun, um nie

wieder in eine Notsituation zu geraten?“ einigermaßen identisch bzw. hat eine nahe benachbarte Wurzel.

Bestimmend für diesen Wirklichkeitsbereich bzw. dem ihm zugeordneten Interpretationsapparat sind die knappen Ressourcen, insbesondere die begrenzt zur Verfügung stehende Ressource Zeit. Und es geht hier in erster Linie darum, eine Notlage zu beenden. Welche Mittel wie dazu eingesetzt werden, ist zweitrangig. Hier gilt wie in keinem anderen Bereich: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Unerheblich dabei ist, ob eine Situation nur individuell als „Notsituation“ eingestuft wird oder ob darüber breiter Konsens besteht. Ein Individuum, das eine Situation als Notlage interpretiert, wird auf den dazugehörigen Interpretationsapparat soweit verfügbar zurückgreifen und seine Handlungen von diesem leiten lassen.

Allerdings: „Je leichter das Leben in einer Arbeits- und Konsumentengesellschaft wird, desto schwerer ist es, den Druck und Zwang des Notwendigen, die das gesellschaftliche Leben treiben und antreiben, auch nur wahrzunehmen, weil die äußeren Kennzeichen der Notwendigkeit, die Mühe und Plage, fast verschwunden sind“ (ARENDDT 1996, 160). Abgesehen davon wird die Wahrnehmung des Notwendigen auch noch dadurch erschwert, dass ihm zunehmend die Kontraste abhanden kommen, weil massive Tendenzen bestehen, auch Bereiche außerhalb des Notwendigen in Notwendigkeitskategorien mitsamt den dazugehörigen Interpretationen abzuhandeln – z. B. „die überschüssige Zeit des Animal laborans wird niemals für etwas anderes verbraucht als Konsumieren, und je mehr Zeit ihm gelassen wird, desto begehrlischer und bedrohlicher werden seine Wünsche und sein Appetit. Zwar verfeinern sich die Begehrlichkeiten, so daß der Konsum nicht mehr auf die Lebensnotwendigkeiten beschränkt bleibt, sondern im Gegenteil sich gerade des Überflüssigen bemächtigt; aber dies ändert nicht den Charakter dieser Gesellschaft, sondern birgt im Gegenteil die schwere Gefahr in sich, daß schließlich alle Gegenstände der Welt, die sogenannten Kulturgegenstände wie die Gebrauchsobjekte, dem Verzehr und der Vernichtung anheimfallen“ (ARENDDT 1996, 157).

Der Bereich des Notwendigen ist auch der Bereich, wo klare Kausalketten vorherrschen und eine ebenso klare Prioritätenordnung. Die Übertragung dieser hier erfolgreichen Interpretationsmuster auf andere Wirklichkeitsbereiche führt zu Widersprüchen, die oft beobachtet, beschrieben und kritisiert wurden. Z. B.: „Der wichtigste abstrakte Projektionsschirm ist ohne Zweifel das Gewissen oder das moralische Gesetz. Es ist insofern abstrakt, als die Diktate des Gewissens als ein »Die Gesellschaft fordert...« oder »Die Moral

gebietet...« verbalisiert werden, wo doch in Wahrheit der Betreffende selbst *im Namen der Gesellschaft oder der Moral* fordert oder gebietet“ (PERLS u. a. 1996, 216). Oder: „Diese Gesellschaft verwandelt alles, was sie berührt, in eine potentielle Quelle von Fortschritt *und* Ausbeutung, von schwerer Arbeit *und* Befriedigung, von Freiheit *und* Unterdrückung. Die Sexualität bildet keine Ausnahme [...] Ganz wie diese Gesellschaft im Bereich der Politik und höheren Kultur dazu tendiert, die Opposition (die qualitative Differenz!) abzubauen, ja aufzusaugen, so auch in der Triebphäre. Das Ergebnis ist ein Absterben der geistigen Organe, die Widersprüche und Alternativen zu erfassen, und in der einen verbleibenden Dimension technologischer Rationalität gelangt das *Glückliche Bewußtsein* zur Vorherrschaft [...] Das Gewissen wird durch die Verdinglichung freigesprochen, durch die allgemeine Notwendigkeit der Dinge [...] Offenbar hat Schuldgefühl im Reich des Glücklichen Bewußtseins keine Stätte, und der Kalkül nimmt sich des Gewissens an“ (MARCUSE 1998, 97ff).

Marcuse kommt schließlich zu der Perspektive: „Vollständige Automation im Reich der Notwendigkeit würde die Dimension freier Zeit als diejenige eröffnen, in der das private *und* gesellschaftliche Dasein sich ausbilden würde. Das wäre die geschichtliche Transzendenz zu einer neuen Zivilisation“ (MARCUSE 1998, 57). Allerdings wird die vollständige Automation allein nicht ausreichen, es bedarf auch der Fähigkeit des Registerwechsels in den Interpretationsapparaten.

Damit ist der Bereich des Notwendigen sicherlich noch nicht erschöpfend beschrieben. Er taucht aber unten in der Beschreibung der anderen Wirklichkeitsbereiche immer wieder in Gegenüberstellung auf und wird so weiter präzisiert.

### 2.3.1.3.2 Das Mögliche

*Der Existentialist meint [...], der Mensch könne Hilfe finden in einem auf Erden gegebenen Zeichen, das ihm eine Richtung weist; denn er denkt, der Mensch entziffert das Zeichen, wie es ihm gefällt. Er meint also, der Mensch ist in jedem Augenblick, ohne Halt und ohne Hilfe, dazu verurteilt, den Menschen zu erfinden.*

Jean-Paul SARTRE (2000b, 155)

Der Zugang zu diesem Wirklichkeitsbereich ergibt sich aus dem Umgang bzw. Konfrontation mit der eigenen Kreativität, deren Wesensmerkmal es ist, immer wieder neue Interpretationen parallel zu bereits bestehenden zu generieren bzw. überhaupt Interpretationen für einen bisher unbekanntem Zustand zu liefern. Kreativität rekombiniert bestehende Wissensinhalte und erzeugt so neue Interpretationen. Donald Campbell hat schon vor vielen Jahren vorgeschlagen, „den Vorgang der »blinden Variation«, analog den zufälligen Mutationen in der Biologie, als Quelle es schöpferischen Denkens zu betrachten“ (VON GLASERSFELD 1998, 27, zitiert CAMPBELL 1960). Eines der bekanntesten Beispiele für eine Neuinterpretation, wo man eine solche „blinde Variation“ eventuell an ihren Ursprung setzen kann, ist der Wechsel vom geozentrischen zum heliozentrischen Weltbild. Hier wurden bestehende Wissensinhalte (es gibt Planeten, sie bewegen sich) neu geordnet und gelangte so zu einer plausibleren Interpretation – die verschlungenen, schwer fassbaren Planetenbahnen lösten sich zu kreisnahen Ellipsenbahnen auf.

Als ein Beispiel, dass das Augenscheinliche nicht immer zutrifft, aber dennoch Wirklichkeit stiftet, das Folgende: „Pawlow war berühmt für seine ausführlichen und präzisen Laboratoriums-Protokolle. Jerzy Konorski, der polnische Experimentalpsychologe, hat das benützt, um Pawlows Arbeiten über den bedingten Reflex zu wiederholen. Der natürliche Reflex eines Hundes auf einen Reiz »Anblick von Fleisch« ist Speichelsekretion. Verbindet man diesen bedingenden (conditioning) Reiz mehrmals mit einem zunächst neutralen, zum Beispiel dem Läuten einer Glocke, so kann schließlich der bedingende Reiz (Fleisch) weggelassen werden, und nur das Läuten der Glocke wird Sekretion verursachen. Konorski folgte genau dem Rezept bis zum kritischen Moment, bei dem von einem Assistenten die Glocke geläutet werden soll. Ohne dessen Wissen hatte Konorski den Klöppel aus der Glocke entfernt, und die geschwungene Glocke blieb stumm. Der Hund jedoch sekretierte! Daraus schloß Konorski: das Läuten der Glocke war ein Reiz für Pawlow, aber nicht für den Hund“

(VON FOERSTER 1998, 86f). So etwas kann passieren, wenn man nach größtmöglicher „Objektivität“ strebt und über das Beobachtete den Beobachter vergisst.

Es gibt verschiedene Möglichkeiten mit solchen Alternativ- bzw. Parallelinterpretationen umzugehen. Sie können von vorneherein abgelehnt bzw. ignoriert werden oder als die „eigentliche Wahrheit“ betrachtet und dementsprechend verteidigt werden. Das sind die beiden Extreme. Der passende bzw. angemessene Umgang liegt wohl irgendwo in der Mitte. Friedrich Schiller hat eine Umgangsform mit dem Möglichen unter der Überschrift „Die Zeit“ in seinem neunten Brief über die ästhetische Erziehung des Menschen so beschrieben: „Der Künstler blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfnis - er strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen - er präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.“

Das soll wohl heißen, die Aufgabe der KünstlerInnen ist es nach sinnigen Parallelinterpretationen – von Schiller als „Ideal“ bezeichnet – Ausschau zu halten, sie auszuformulieren und sie dann kommentarlos zur Diskussion zu stellen. Der Blick „aufwärts“ nach Würde und Gesetz nicht „niederwärts“ nach Glück und Bedürfnis wird uns noch beschäftigen.

Ähnliches gilt wohl auch für die WissenschaftlerInnen, weswegen Kunst und Wissenschaft beide diesem Wirklichkeitsbereich des Möglichen zugeordnet werden. Die mittelalterlichen septem artes belegen die gemeinsame Wurzel. Auch der Name WissenschaftlerIn oder WissensschaffterIn belegt, dass es hier darum geht, „Wissen“ zu schaffen bzw. – um es in der hier verwendeten Sprache auszudrücken – Parallelinterpretationen zu entwerfen.

Dem Wirklichkeitsbereich der Möglichkeit haftet der Charakter des Konjunktivischen an. Es ist ein Vortasten, ein Hinaustasten aus dem Wirklichkeitsbereich der Notwendigkeit, des Imperativischen. Es stellt aber immer auch eine Bedrohung des Gewohnten, das stets imperative Züge annimmt, dar, weil es ihm das „Neue“, das Ungewohnte gegenüberstellt. Dieser Konflikt ist es wohl auch, der den Umgang mit dem Möglichen etwas schwierig gestaltet und jene, die sich in diesen Bereich vorwagen, zwangsläufig an den „Rand“ des Gesellschaft stellt, sicher aber an den Rand der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Dieses Phänomen wäre wohl wert einer kunst- bzw. wissenschaftsgeschichtlichen Aufarbeitung zugeführt zu werden. Ich denke da an die Kunst, die sich Jahrhunderte lang nur von ihrer „schönsten“ Seite zeigen durfte, und an die Wissenschaft, die mindestens ebenso lang nur im Geheimen bzw. unter strenger Schirmherrschaft der Theologie geübt werden durfte. Vermutlich umso stärker, je mehr die Alltagswirklichkeit von der Wirklichkeit der Notwendigkeiten beherrscht wurde. In historisch jüngerer Zeit wurden sich offenbar Teile der

Kunstschaffenden dieser Randlage stärker bewusst als die „Wissenschaftlichen“. Während erstere gezielt Identität aus dieser Position zu schöpfen vermögen, scheinen sich zweitere eher in eigene unzugängliche Sprachwelten zu flüchten und abzuschotten bzw. stärker an die „Notwendigkeiten“ legitimierend anzubinden.

Die Fragen, die den Wirklichkeitsbereich des Möglichen konstituieren, lauten etwa:

Wie verwende ich freie Ressourcen? Was mache ich mit meiner Lebenslust?

Was lässt die jeweilige Situation zu? Welche Möglichkeiten gibt es?

Was geschieht, wenn man dieses oder jenes Zusammenhangsmuster in einem anderen Bereich anwendet?

Wir bewegen uns hier in einem Bereich mit künstlerischem Anstrich. Es geht darum, Vorstellungen und Visionen zu artikulieren. Charakteristisch für diesen Bereich ist der kreative Umgang mit Wirklichkeitsinhalten und die möglichst genaue Kenntnis darüber, was zulässig ist und was nicht.

Als „bestimmende“ Emotionen kann man die Neugier und die Begeisterung betrachten. Das Denken kreist um die Gegenüberstellung und die Kombination von verschiedensten Inhalten. „Allein das Schwierige besteht nicht darin, einem besonderen Tiefsinn nachzuhängen und verwickelte Begriffe zu bilden, sondern es verbirgt sich in dem Schritt-zurück, der das Denken in ein erfahrendes Fragen eingehen und das gewohnte Meinen der Philosophie fallen läßt“ (HEIDEGGER 1991, 33).

Es sei schließlich noch erwähnt, dass schon Silvio Ceccato darauf hingewiesen hat, „daß Wahrnehmung und Erkenntnis unter keinen Umständen ontische Objekte widerspiegeln und darum als »kreative« Tätigkeiten zu betrachten sind“ (VON GLASERSFELD 1998, 29 unter Bezugnahme auf CECCATO 1962/64). Kurz zuvor hatte Jean Piaget erklärt, „daß die kognitiven Strukturen, die wir »Wissen« nennen, nicht als »Kopie der Wirklichkeit« verstanden werden dürfen, sondern vielmehr als Ergebnis der Anpassung“ (VON GLASERSFELD 1998, 29 mit Bezug auf PIAGET 1937).

Nach der Skizzierung dieser beiden Wirklichkeitsbereiche der Notwendigkeit und der Möglichkeit sei ein kurzes Zwischenresümee angestellt. Zwecks Kontrastierung und Verdeutlichung will ich untersuchen, was geschieht, wenn man die beiden Interpretationsapparate vertauscht. Die/Der im Konjunktivischen verharrende KünstlerIn bzw. WissenschaftlerIn wird idealtypischerweise eine Notlage als solche gar nicht wahrnehmen. Sie wird ihr/ihm vielmehr Untersuchungsgegenstand oder Inspiration sein, aus der sie/er immer wieder neue Parallelinterpretationen schöpft und schließlich an der Notsituation, wenn diese manifest wird, scheitern. Die/der im Imperativischen verharrende „NotwenderIn“ wird



in kreativen Momenten nur eine abzuwendende Not erkennen, diese so schnell als möglich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln abwehren und schließlich Vorsorge treffen, um weitere kreative „Überfälle“ zu vermeiden. Sie/Er bleibt an Nietzsches „Pflock der Begierde“ kurz angebunden und fürchtet den engen Kreis der Gewohnheit zu verlassen, ja sichert diesen engen Kreis noch durch hohe Mauern, meidet alle Unübersichtlichkeit und Unberechenbarkeit und verdinglicht so alles – einschließlich sich selbst (vgl. dazu auch BERGER/LUCKMANN 1980, 97) – was manche durchaus auch als eine Art des Scheiterns bezeichnen würden. „Wenn Menschen keine Phantasie haben, dann immer deshalb, weil sie Angst haben, mit der Möglichkeit auch nur zu spielen, es könnte etwas anders sein, als die Tatsache, die sie ums Verrecken nicht missen wollen“ (PERLS u. a. 1996, 65).

Die Konfliktfälle, die sich einstellen, wenn Notorientierte und Möglichkeitsorientierte aufeinandertreffen sind Legion und durchziehen die Geschichte wie ein buntes Band. Einmal stehen sich Progressive und Konservative gegenüber, ein anderes Mal die Generationen – wieviele „imperative“, von bohrenden Notwendigkeiten bestimmte Mütter und Väter sind schon an ihren „ewig dahinkonjunktivierenden“ Töchtern und Söhnen verzweifelt und umgekehrt. Insofern ist es auch kein Wunder, dass schon früh versucht wurde, die beiden Bereiche möglichst berührungsfrei zu separieren: „Die Wahrheit von Literatur und Kunst war stets nur (wenn überhaupt) zugelassen als die einer »höheren« Ordnung, welche die Ordnung des Geschäfts nicht stören sollte und auch nicht störte. [Allerdings:] Was sich in der gegenwärtigen Periode geändert hat, ist die Differenz zwischen den beiden Ordnungen und ihren Wahrheiten. Die absorbierende Macht der Gesellschaft höhlt die künstlerische Dimension aus, indem sie sich ihre antagonistischen Inhalte angleicht. Im Bereich der Kultur manifestiert sich der neue Totalitarismus gerade in einem harmonisierenden Pluralismus, worin die einander widersprechendsten Werke und Wahrheiten friedlich nebeneinander koexistieren“ (MARCUSE 1998, 81). Außerdem habe die „totale Mobilisation aller Medien zur Verteidigung der bestehenden Wirklichkeit [...] jedoch die Ausdrucksmittel derart gleichgeschaltet, daß die Mitteilung transzendierender Inhalte technisch unmöglich wird. Das Gespenst, von dem das künstlerische Bewußtsein seit Mallarmé heimgesucht worden ist – die Unmöglichkeit, eine nichtverdinglichte Sprache zu sprechen, das Negative mitzuteilen, hat aufgehört, ein Gespenst zu sein. Es hat Gestalt angenommen“ (MARCUSE 1998, 88).

Was hier über die Kunst gesagt wurde, gilt ganz ähnlich auch für die Wissenschaft: „Das philosophische Forschen schreitet von der endlichen Welt fort zur Konstruktion einer Wirklichkeit, die der schmerzhaften Differenz von Potentialität und Aktualität nicht unterworfen ist, ihre Negativität bezwungen hat und vollkommen und unabhängig in sich ist – frei“ (MARCUSE 1998, 143).

### 2.3.1.3.3 Das Unbekannte

Denkbar wäre, dass es einem Menschen gar nicht „richtig“ auffällt, dass er es gerade mit etwas Unbekanntem zu tun hat. Das Unbekannte zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass man darüber nichts weiß. Und vermutlich werden „Leerstellen“ im Wissen schneller aufgefüllt bzw. überdeckt, als mensch beobachten kann – „man sieht nicht, daß man nicht sieht“ (VON FOERSTER 1998<sup>23</sup>, 51) – und damit einfach als nicht existent gesetzt. Das passiert vor allem dann, wenn Wirklichkeit und Realität für identisch gehalten werden. Die Wirklichkeit zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass sie aus „Wissen“ besteht, sie setzt sich notwendig aus *bekannt*en Bestandteilen zusammen und ist deswegen auch lückenlos. Das Unbekannte existiert in einer individuellen Wirklichkeit tatsächlich nicht, solange mensch nicht bewusst für sich verbindlich gemacht hat, dass es ein Unbekanntes geben muss und die Zugänge zum Unbekannten offen hält. Da, wo also die meisten Fragen zu stellen wären, werden so gar keine Fragen gestellt und der charakteristische Umgang mit dem Unbekannten wäre eigentlich die Ignoranz.

Wird man aber mit dem Unbekannten unausweichlich konfrontiert (z. B. bei einem Todesfall, oder einem anderen, nach anerkannten Mustern nicht erklärbaren Vorfall), dominiert meist ein gewisses Unbehagen, wenn nicht gar Angst oder ein Gefühl existentieller Bedrohung. Woraus wiederum ein Antrieb resultiert, der das Unbekannte vorderhand so schnell als möglich eliminieren möchte. Mensch widmet sich eher selten einer angemessenen Betrachtung und Begutachtung des Phänomens, sondern versucht mittels verschiedener „Techniken“ des Unbekannten Frau bzw. Herr zu werden. Kategorisierung oder – unter Verharmlosung von Unschärfen – als bekannt erklären sind nur zwei dieser „Techniken“. Eine weitere, sehr häufig vorkommende Umgangsweise ist jene, die den Umgang mit dem Unbekannten an SpezialistInnen delegiert. SchamanenInnen in einfacheren Kulturen, PriesterInnen in komplexeren wären als solche SpezialistInnen anzusprechen. In den hochzivilisierten Gesellschaften unserer Tage haben sich die Zugänge und dementsprechend der Umgang mit dem Unbekannten noch weiter aufgefächert. Die SpezialistInnen werden mit Autorität ausgestattet, um den von ihnen verlangten Aussagen über das Unbekannte (worüber ja im Grunde nichts anderes auszusagen ist, als dass es eben unbekannt ist) eine größere Glaubhaftigkeit zu verleihen. „Wenn immer sich beunruhigende Zeichen von Nicht-

---

<sup>23</sup> Dort auch das bekannte Beispiel vom „blinden Fleck“ in der visuellen Wahrnehmung, wo fehlende Sinneseindrücke nicht etwa als „schwarzes Loch“ im Gesichtsfeld erscheinen, sondern durch die interpretative Leistung unseres Gehirns ergänzt werden, sodass ein überall zusammenhängendes und geschlossenes Gesichtsfeld entsteht (vgl. Abbildung auf Seite 127).

Trivialität<sup>24</sup> andeuten, eilen wir zu den Fachleuten, deren Beruf es ist, zu trivialisieren. Ja, manchmal versuchen wir sogar, unsere Mitmenschen zu trivialisieren, denn man könnte sich dann manche Überraschung ersparen!“ (VON FOERSTER 1998, 66).

In engem Zusammenhang mit dem Umgang mit dem Unbekannten steht der Umgang mit Erklärungen bzw. Erklärungsbedarf. Es ist vermutlich eine Eigenart des Menschen, dass er kaum ohne Erklärung auskommen kann, wenn er einmal Erklärungsbedarf geortet hat. Wer schon einmal des Nachts im finsternen Wald unterwegs war und unvermutet ein Rascheln abseits des Weges gehört hat, wird wissen, wovon hier die Rede ist. Es ist ungeheuer schwierig, dieses „Rascheln“ auch als solches stehen zu lassen. Mensch sucht nach „Erklärungen“ (vor allem wenn einmal diesbezügliche Fragen gestellt wurden) und gibt sich erst dann richtig zufrieden, wenn der Sache auf den Grund gegangen und der Verursacher des Geräusches ausfindig gemacht wurde. Gelingt dies nicht, werden Annahmen herangezogen, wie z. B.: „Das wird ein Vogel oder sonst ein Tier sein.“ – Dies ist eine von den Standardannahmen die uns heute zur Verfügung stehen und die auch den für unsere Zeit typischen „wissenschaftlichen“ Ansprüchen genügt. Im Mittelalter, wo andere Erklärungssätze verwendet wurden, hätte mensch vermutlich nichts dabei gefunden, das Geräusch auf einen Dämon oder Waldgeist zurückzuführen (vgl. DINZELBACHER 1993, 122ff).

Es ist wohl davon auszugehen, dass es so etwas wie einen „Erklärungsdruck“ gibt, der natürlich von Mensch zu Mensch verschieden stark ausgeprägt sein kann, aber doch eine nicht zu übersehende Größe und ein Antriebsmoment darstellt. Dieser Erklärungsdruck wirkt allerdings vorderhand nur dahingehend, überhaupt eine Erklärung zu einem beobachteten Phänomen zur Verfügung zu haben, wobei es vermutlich stark vom gesellschaftlichen Umfeld – im Besonderen von den dort von einem selbst mit Definitionsautorität ausgestatteten Personen<sup>25</sup> – abhängt, wie plausibel eine bestimmte Erklärung erscheint, wie sehr mensch sie

---

<sup>24</sup> Heinz von Foerster entwickelt den Begriff der Trivialität anhand der sogenannten trivialen bzw. nicht-trivialen Maschinen. Während triviale Maschinen immer in gleicher Weise und vorhersehbar eine Ursache mit einer Wirkung verknüpfen, spielen nicht-triviale Maschinen gleichsam mit, da die Wirkung, der Output, auch vom jeweiligen inneren Zustand der Maschine abhängt, der sich mit der Ursache, dem Input verändert. (vgl. VON FOERSTER 1998, 60ff).

<sup>25</sup> „Wirklichkeit ist gesellschaftlich bestimmt. Aber die Bestimmung wird immer auch verkörpert, das heißt: konkrete Personen und Gruppen sind die Bestimmer von Wirklichkeit. Will man den Zustand der gesellschaftlich konstruierten Sinnwelt zu beliebiger Zeit oder ihren Wandel im Laufe der Zeit verstehen, so muß man die gesellschaftliche Organisation durchschauen, die es solchen Bestimmern ermöglicht, daß sie bestimmen. Etwas gröber ausgedrückt, verschiebt sich die Frage nach historisch greifbaren Wirklichkeitskonzeptionen

gelten lässt. Das, was hier über das gesellschaftliche Umfeld wirkt, haben Berger und Luckmann als Symbolische Sinnwelt bezeichnet. Sie verstehen darunter „synoptische Traditionsgesamtheiten, die verschiedene Sinnprovinzen integrieren und die institutionale Ordnung als symbolische Totalität überhöhen“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 102). Die symbolische Sinnwelt integriert alle Ausschnitte der institutionalen Ordnung in ein allumfassendes Bezugssystem, insbesondere auch die Grenzsituationen, also jene Situationen, die „jenseits der Wirklichkeit des Alltagslebens in der Gesellschaft sind“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 103). In diesen Grenzsituationen werden die Betroffenen mit dem ihnen Unbekannten konfrontiert. Die symbolische Sinnwelt liefert dann Handhaben, um mit diesen Erfahrungen zurecht zu kommen. Sie entfaltet darüber hinaus eine ordnungschaffende bzw. rechtssetzende Wirkung und verleiht „der institutionalen Ordnung ihre endgültige Legitimation“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 104f), was sie ihrer Positionierung an der Schnittstelle zwischen Bekanntem und Unbekanntem verdankt. „Jede gesellschaftliche Wirklichkeit ist gefährdet und jede Gesellschaft eine Konstruktion am Rande des Chaos“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 111). Die symbolische Sinnwelt vermittelt zwischen dem Bekanntem und dem Unbekannten, muss das Bekannte mit Erklärungen versehen, die nicht anders als durch Glauben bestätigt werden können und ist somit „potentiell problematisch“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 114), was durch die Errichtung von Stützkonzeptionen<sup>26</sup> abgesichert werden muss. Diese werden besonders dann benötigt, wenn eine Gesellschaft auf eine andere stößt, die eine ganz andere Geschichte und dementsprechend eine andere symbolische Sinnwelt entwickelt hat (vgl. BERGER/LUCKMANN 1980, 115). „Das Auftauchen einer alternativen symbolischen Sinnwelt ist eine Gefahr, weil ihr bloßes Vorhandensein empirisch demonstriert, daß die eigenen Sinnwelt nicht wirklich zwingend ist“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 116). Womit wir wohl auch auf die Kernproblematik der Fremdenfeindlichkeit gestoßen wären.

So wie die Überwindung einer Notsituation im Wirklichkeitsbereich des Notwendigen und die Kreativität im Möglichkeitsbereich ist wohl der Erklärungsdruck das Movens im Wirklichkeitsbereich des Unbekannten. Hier geht es darum, unerträgliche Ungewissheit erträglich zu machen und Vertrauen und Glauben in etwas zu entwickeln, über das mensch im Grunde nichts weiß. Nicht wenige Menschen sprechen in diesem Zusammenhang von der

---

zwangsläufig vom abstrakten »Was?« zum soziologisch konkreten »Wer?« (BERGER/LUCKMANN 1980, 124f). In weitere Folge sprechen Berger/Luckmann dort auch von „Welt-Spezialisten“.

<sup>26</sup> Berger und Luckmann weisen auf die Fülle der eruierbaren Stützkonzeptionen hin und heben Mythologie, Theologie, Philosophie und Wissenschaft als die markantesten Typen hervor (vgl. BERGER/LUCKMANN 1980, 118ff).

„Gnade, glauben zu dürfen“ – im Bewusstsein, nur so dem ewigen Zweifel zu entkommen – obwohl keine Informationen beschafft werden konnten und auch nicht zu beschaffen sind, die den Zweifel auflösen würden. So wie die Ressourcenbeschaffung und die Erzeugung von Parallelinterpretationen die zentralen Ergebnisse der zuvor besprochenen Wirklichkeitsbereiche sind, ist der Glaube an etwas, das anders nicht zu bestätigen ist, das zentrale Ergebnis des Wirklichkeitsbereichs des Unbekannten. Schon von daher erscheint die Gleichsetzung dieses Bereiches mit „Religion“ gerechtfertigt. Die Religion hatte zu alle Zeiten keine andere Hauptaufgabe, als Erklärungen und Techniken für den Umgang mit dem Unbekannten bereitzustellen und zu verwalten. Und da das Unbekannte niemals völlig aus dem menschlichen Sein verbannt werden kann (man denke nur an die fernere Zukunft, die fernere Vergangenheit oder die Zeit nach einem Leben, worüber auf herkömmlichen Weg schlechterdings kaum Informationen zu beschaffen sind), kann auch von einem Ende der Religion keine Rede sein.

Natürlich ringt die Wissenschaft dem Unbekannten immer neue Bereiche ab und drängt so den „Zuständigkeitsbereich“ der Religion weiter zurück. Allerdings hat schon der Mathematiker und Logiker Kurt Gödel mit seinem Unvollständigkeits-Theorem bewiesen, dass jedes wissenschaftliche Gebäude auf einem Satz nicht weiter belegbaren Grundannahmen zurückgeführt werden muss. An diese Grundannahmen kann mensch nur mehr „glauben“ oder auch nicht. Außerdem könnte mit Martin Heidegger hinzugefügt werden: „Wesentlicher als alle Aufstellung von Regeln ist, daß der Mensch zum Aufenthalt in die Wahrheit des Seins findet. Erst dieser Aufenthalt gewährt die Erfahrung des Haltbaren“ (HEIDEGGER 1991, 51).

Die zentralen Fragen des Wirklichkeitsbereichs des Unbekannten sind in etwa folgende:

Was ist das?

In welcher Beziehung steht es zu mir?

Wie werde ich mit dieser Situation umgehen? Bedeutet es eine Gefahr?

Ein großer und wesentlicher Wirklichkeitsbereich, der sich mit dem Bereich des Unbekannten überlagert, ist die Gemeinschaft der Menschen selbst – vor allem, wenn sie für die einzelnen unüberschaubare Ausmaße angenommen hat – und ihre Problemstellungen. Deshalb überrascht es wohl nicht, dass von der Theologie immer wieder diesbezügliche Antworten eingefordert und von dieser auch geliefert wurden: „Historisch ist uns nur ein einziges Prinzip bezeugt, das stark genug ist, Menschen in einer Gemeinschaft zusammenzuhalten, die das Interesse an einer ihnen gemeinsamen Welt verloren haben und so von ihr nicht mehr zusammengehalten werden, weder voneinander getrennt noch miteinander verbunden sind. Ein solches Band zu finden, das sich als stark genug erweisen könnte, um die Welt zu

ersetzen, war offenbar die Hauptaufgabe christlicher Philosophie, als die noch junge Gemeinde zum ersten Mal mit politischen Aufgaben konfrontiert wurde. In dieser Situation schlug Augustin vor, nicht nur die spezifische christliche »Brüderlichkeit« und ihre Bruderschaften, sondern alle menschlichen Beziehungen aus der Nächstenliebe zu verstehen und sie auf sie zu gründen“ (ARENDE 1996, 66), womit wir beim vierten großen Wirklichkeitsbereich angelangt wären.

#### 2.3.1.3.4 Die Anderen

*Eine gemeinsame Welt verschwindet, wenn sie nur noch unter einem Aspekt gesehen wird; sie existiert überhaupt nur in der Vielfalt ihrer Perspektiven.*

Hannah ARENDT (1996, 73)

Der Wirklichkeitsbereich, der sich mit den anderen Menschen beschäftigt, hebt sich eben dadurch von den zuvor besprochenen Wirklichkeitsbereichen ab. Ging es zuvor um Erhaltung, Erkundung und Erklärung vorwiegend des *eigenen* Wirklichkeitsbereiches, geht es nun um den Umgang mit anderen Subjekten und deren Wirklichkeiten. Während bei den anderen drei Bereichen das eigene Selbst im Mittelpunkt steht, am meisten bei der Notwendigkeit, schon etwas weniger beim Möglichkeitsbereich, noch ein Stück weniger beim Bereich des Unbekannten, ist hier in diesem Bereich die Wirklichkeit des Anderen der eigenen nahezu gleichgestellt. Hier geht es um das In-Beziehung-treten, um das Gestalten einer Beziehung.

Natürlich gibt es die verschiedensten Erscheinungsformen von Beziehung. Allgemein sind aber immer mindestens zwei Menschen daran beteiligt, die wechselseitig aufeinander *Bezug* nehmen, sich in ihren Entscheidungen beeinflussen. Beide spielen in der Wirklichkeit des jeweils anderen eine Rolle, sind in dieser „abgebildet“ und wirken so mehr oder weniger intensiv in Entscheidungsräume des jeweils Anderen. Ein Phänomen, das schon oft, in verschiedensten Variationen beschrieben wurde. Für Martin Buber ist beispielsweise Beziehung „Gegenseitigkeit. Mein Du wirkt an mir, wie ich an ihm wirke. [...] Unerforschlich einbegriffen leben wir in der strömenden All-Gegenseitigkeit“ (BUBER 1995, 16).

Berger und Luckmann hingegen beschreiben dies so: „Die signifikanten Anderen sind im Leben des Einzelnen die Starbesetzung im Spiel um seine Identität. Sie sind so etwas wie die Versicherungsagenten seiner subjektiven Wirklichkeit“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 161) und führen einige sehr bemerkenswerte Beobachtungen an: „Die fundamentale Erfahrung des Anderen ist die von Angesicht zu Angesicht. Die Vis-à-vis-Situation ist der Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion. [...] Mein und sein »Jetzt und Hier« fallen zusammen, solange die Situation andauert. [...] es ist besonders schwierig, diese Art Wechselwirkung in feste Schablonen zu zwingen. [...] die Schablone hält der kompakten Evidenz der Situation nicht Stand. Diese Evidenz, umgekehrt, zu ignorieren, ist viel leichter, solange ich dem Anderen

nicht persönlich gegenüberstehe. [...] Die Wirklichkeit der Alltagswelt verfügt über Typisierungen, mit deren Hilfe ich den Anderen erfassen und behandeln kann. [...] Mein Vis-à-vis-Verhalten wird von solchen Typisierungen geleitet. [...] Der jeweilige individuelle Bestand an Typisierungen tritt in der Vis-à-vis-Situation in eine fortwährende »Verhandlung« ein“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 31ff). In dieser Aussage sind einige Hinweise enthalten, worum es im Wirklichkeitsbereich des Anderen geht: letztlich um einen wirklichkeitsgestaltenden Informationsaustausch, wobei nicht nur die Standardtypisierungen eine Reformulierung erfahren können. Schließlich verifizieren oder falsifizieren wir durch die Bezugnahme auf die anderen unsere eigene Wirklichkeit: „Was wir zumeist als »objektive« Wirklichkeit betrachten, entsteht in der Regel dadurch, daß unser eigenes Erleben von anderen bestätigt wird. [...] Intersubjektive Wiederholung von Erlebnissen liefert die sicherste Garantie der »objektiven« Wirklichkeit“ (VON GLASERSFELD 1998, 33).

Prämissen und Fragestellungen, die den dazugehörigen Interpretationsapparat kalibrieren, sind in etwa:

Ist mir die/der andere wohlgesonnen?

Was hat sie/er vor? Verhält sie/er sich solidarisch mir gegenüber?

Was will sie/er von mir? Wie ist die Erwartungshaltung?

Wie ist es angebracht, dass ich mich ihr/ihm gegenüber verhalte?

Wie erhalte ich mir die Zuneigung bzw. Solidarität der/des Anderen? Wie drücke ich meine Zuneigung oder Abneigung aus?

Welches Bild hat sie/er von mir? Worauf gründet sich das Bild, das ich mir von ihr/ihm gemacht habe? Was beeindruckt mich an ihr/ihm?

Wie komme ich in ihre/seine Nähe? Wie halte mich von ihr/ihm fern?

Da jeder Mensch letztendlich auf die Solidarität (zumindest in der minimalen Form einer stillschweigenden Duldung) seiner Mitmenschen angewiesen ist, hat das Zurandekommen mit den Erfordernissen dieses Wirklichkeitsbereich eine enorme Bedeutung. Charakteristisch für diesen Bereich ist weniger der zunehmende Zeitmangel – vielmehr hängt das Gelingen einer Beziehung sehr von der Wahl der Mittel ab. Während im Bereich der Notwendigkeit eine Notlage am Anfang der Bemühungen steht und die Wahrscheinlichkeit diese zu überwinden meist allein schon dadurch erhöht wird, indem ich tätig werde – die Wahl der Mittel also sekundäre Bedeutung hat, hat eben diese im Bereich der Beziehungen vorrangige Bedeutung.



Will ich mir die Solidarität einer bestimmten Person erhalten, ist es schließlich ganz und gar nicht egal, wie ich mich ihr gegenüber verhalte. Das erfolgreiche Bewegen in diesem Wirklichkeitsbereich erfordert also eine recht große Umsicht, ein ausgeprägtes Differenzierungs- und Einfühlungsvermögen. Auch die „Bereichsstimmung“ ist von anderen Emotionen bestimmt, nämlich von Liebe und Haß, oder abgemildert von Sympathie und Antipathie. Der Wirklichkeitsbereich der Anderen lässt sich als der Bereich des Politischen identifizieren, geht es doch „in der Politik“ – egal auf welcher Ebene – vornehmlich darum, sich Legitimationen bzw. konkreter Zustimmungen von anderen Menschen zu beschaffen, um ein bestimmtes Vorhaben verwirklichen zu können. Diese Identifikation ist insbesondere dann plausibel, wenn Politik als auf Verbindlichkeit abzielende Beziehungsarbeit bestimmt wird (vgl. hierzu auch das Einleitungskapitel, besonders S. 5).

Hannah Arendt hat einen sehr ähnlichen Politik-Begriff untersucht und es müssen an dieser Stelle die wichtigsten Ergebnisse ihrer Untersuchungen angeführt werden. Sie meint in Bezug auf die antike Polis: „Politisch zu sein, in einer Polis zu leben, daß hieß, daß alle Angelegenheiten vermittels der Worte, die überzeugen können, geregelt werden und nicht durch Zwang oder Gewalt. Andere durch Gewalt zu zwingen, zu befehlen statt zu überzeugen, galt den Griechen als eine gleichsam präpolitische Art des Menschengangs, wie er üblich war in dem Leben außerhalb der Polis, also im Umgang mit den Angehörigen des Hauses und der Familie, über welche das Familienoberhaupt despotische Macht ausübte, aber auch in den barbarischen Reichen Asiens, deren despotische Regierungsformen häufig mit der Haushalts- und Familienorganisation verglichen wurden. [...] Uns ist es selbstverständlich, diese Dinge [den Raum der Polis und den Bereich des Haushalts und der Familie, Anm. CA] nicht genau voneinander zu trennen, weil wir seit dem Beginn der Neuzeit jeden Volkskörper und jedes politische Gemeinwesen im Bild der Familie verstehen, dessen Angelegenheiten und tägliche Geschäfte wie ein ins Gigantische gewachsener Haushaltsapparat verwaltet und erledigt werden. [...] Was wir unter Herrschen und Beherrschtwerden, unter Macht und Staat und Regierung verstehen, kurz unsere gesamten politischen Ordnungsbegriffe galten umgekehrt als präpolitisch; sie hatten ihre Berechtigung nicht im Öffentlichen, sondern im Privaten und waren im eigentlichen Wortsinne unpolitisch – nicht der Polis zugehörig. [...] Das Verschwinden der Kluft, welche die Menschen des klassischen Altertums gleichsam täglich überqueren mußten, um den engen Bezirk des Haushalts zu übersteigen und aufzusteigen in den Bereich des Politischen, ist ein wesentlich neuzeitliches Phänomen“ (ARENDE 1996, 36ff). Die bezeichnenderweise schon so genannte „Hausväterliteratur“, deren

Beschäftigungsgegenstand bis in die Verwaltung ganzer Herrschaften und darüber hinaus reicht, liefert zahllose Belege für diese Beobachtung.

Die Wurzeln des heute dominierenden Politik-Begriffs sieht Arendt in der Römerzeit. Dass „politische Tätigkeit in erster Linie Gesetzgebung ist, ist römischen Ursprungs und dann eine wesentlich moderne Vorstellung, die ihren größten Ausdruck in Kants politischer Philosophie gefunden hat“ (ARENDDT 1996, 78). Anders in der griechischen Polis, dort war die „Mauer des Gesetzes [...] heilig, aber nicht sie selbst, sondern nur das, was sie einhegte, war eigentlich politisch“ (ARENDDT 1996, 78). Den beobachteten Paradigmenwechsel erklärt Arendt schließlich damit: „So groß ist die Verführung, die menschlichen Angelegenheiten durch die Einführung einer unpolitischen Ordnung zu stabilisieren, daß der größte Teil der politischen Philosophie seit Plato sich mühelos als eine Geschichte von Versuchen und Vorschlägen darstellen ließe, die theoretisch und praktisch darauf hinauslaufen, Politik überhaupt abzuschaffen“ (ARENDDT 1996, 281). Hier deutet sich die unaussprechbare Fatalität an, die sich einstellt, wenn versucht wird, die Gesetzlichkeiten der Notwendigkeit auf den Wirklichkeitsbereich des Anderen, des Politischen im eigentlichen Sinn, anzuwenden. Das Bedürfnis nach Sicherheit in Form von zwingenden Notwendigkeiten ist ein wirtschaftliches, sicher kein rein zwischenmenschliches. Hier wird Sicherheit bzw. Stabilität in Form von Solidarität gesucht. Eine vollkommen „zwingende“ Beziehung ist keine solche mehr, sie macht den Dialog und den Austausch überflüssig, das gegenseitige Wachsen aneinander unterbleibt, die Beteiligten verweilen in einem durch und durch verdinglichten Endstadium. „Das Reißen der Fäden, der Abbruch der sprachlichen Kontakte, ist [aber] für jede subjektive Wirklichkeit eine Gefahr“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 165). Die Kreativität kann sich nicht mehr entäußern, die Betroffenen können sich nicht mehr um Absicherung und Bestätigung ihres Wirklichkeitsentwurfes bemühen, da sich die „wirklichkeitsstiftende Macht des Gesprächs“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 164) nicht entfalten kann. Der Dialog ist also als das konstituierende Element dieses Bereiches auszumachen.

Was unter einem politischen Dialog verstanden werden bzw. wie dieser ablaufen könnte, hat Jürgen Habermas anschaulich beschrieben: „Ein Proponent, der um Zustimmung für eine aus seiner Sicht anerkennungswürdige Norm wirbt, kann nichts anderes tun, als den subjektiven Zustand, in dem er selbst die Norm als verpflichtend *empfindet*, aufrichtig zum Ausdruck zu bringen. Wenn ihm das auf authentische Weise gelingt, kann er seine Gesprächspartner damit »anstecken«, bei ihnen also ähnliche Gefühlszustände induzieren. Auf diese Weise wird in normativen Diskursen die gegenseitige Überzeugung durch so etwas wie reziproke

Einstimmung ersetzt. Interessanterweise sollen für diese Art der rhetorischen Beeinflussung die öffentlichen, egalitären und zwanglosen Kommunikationsbedingungen eines sokratischen Dialoges am günstigsten sein. [... Diese] gleichen den pragmatischen Voraussetzungen einer kooperativen Wahrheitssuche aufs Haar“ (HABERMAS 1999, 31). „Aber niemand kann aus der Beobachterperspektive schlicht feststellen, was eine beliebige Person für gut halten soll. In der Bezugnahme auf »beliebige« Personen steckt eine Abstraktion, die auch den Philosophen überfordert. [...] Nur die Betroffenen selbst können sich aus der Perspektive von Beteiligten an praktischen Beratungen jeweils darüber klarwerden, was gleichermaßen gut ist für alle“ (HABERMAS 1999, 44f).

Die Fatalität der Umdeutung des Politischen, die das Politische entpolitisiert, das „Politische abschaffen“ will, wird auch erkennbar, wenn man Begriffe aus dem Bereich der Politik untersucht. Max Weber meinte beispielsweise, dass das, was den Politiker angeht, die Zukunft und die Verantwortung vor ihr sei (vgl. WEBER 1958, 537). Da es nicht einzusehen ist, wieso die Zukunft und vor allem die Verantwortung vor ihr nur die Politiker angehen sollte, müsste mit dieser Bestimmung im Grunde jeder Mensch angesprochen sein – schon allein deshalb, weil sich kein Mensch der „Zukunftsmächtigkeit“ seiner Handlungen entziehen kann. Herbert Dachs hat das mit Bezug auf die politische Bildung so formuliert: „Nach dem Wissen um die Prozeßhaftigkeit der politischen Bildung und deren Einbettung in den Sozialisationsprozeß ist nun zu folgern, daß politisch bildend auch der vermeintlich unpolitische (d.h. bewußt politische Inhalte ausblendende) Lehrer und Schulunterricht wirkt, weil er »systematisch die Auslieferung seiner Schüler an die ‚Macht der Verhältnisse‘« zuläßt. »Seine Schüler werden programmiert zum Objektsein..., ohne daß die Möglichkeiten ausgelotet und ausprobiert wurden, daß sie mehr Subjekt werden können...« (FISCHER 1973, 133). So gesehen gibt es also prinzipiell keine völlig unpolitischen Fächer oder Lehrinhalte und auch scheinbar unpolitische LehrerInnen wirken letztlich politisch“ (DACHS 1996, 6).

Der hier zur Untersuchung anstehende Wirklichkeitsbereich des Politischen ist zwar per definitionem auf den jeweils Anderen gerichtet, berührt aber dennoch das eigene Selbst in einer Tiefe, die in den anderen Wirklichkeitsbereichen am ehesten noch im Bereich des Unbekannten anzutreffen ist. Wie auch noch in den nachfolgenden Kapiteln herauszuarbeiten ist, ist gerade dieser Bereich konstitutiv für die eigene Identität, die eigene Würde, insofern als dass das eigene Selbstverständnis und -vertrauen Rückhalt zur Verwirklichung der eigenen Anliegen findet.

Kein Ich ohne Du. Wie unter anderem C. G. Jung festgestellt hat, führt „der Prozeß der Individuation nicht in die Vereinzelung, sondern in einen intensiveren und allgemeineren Kollektivzusammenhang“ (JUNG 1998, 38). Insoferne bietet der Wirklichkeitsbereich des Anderen den sinnstiftenden Zusammenhang zur Verwirklichung der eigenen Anliegen, erzeugt damit erst Notwendigkeiten, eröffnet den Bereich des Möglichen und zwingt geradezu zur Auseinandersetzung mit dem Unbekannten.

Die Flucht aus dem Bereich des Anderen – letztendlich oft das Ergebnis der vergeblichen Bemühungen das Politische mit Interpretationswerkzeugen zu bearbeiten, die in anderen Zusammenhängen eingerichtet wurden – muss zu einer Beziehungslosigkeit und damit weiter zu einer Ichlosigkeit führen. Wie weit diese Entwicklung schon gediehen ist, lässt sich unter anderem daran erkennen, dass „repräsentativen Institutionen, in denen die Individuen für sich arbeiten und sprechen“ fehlen; was weiter „zur Realität solcher Allgemeinbegriffe wie die Nation, die Parteien, die Verfassung, die Konzerne, die Kirche [führt] – eine Realität, die nicht mit irgendeiner feststellbaren partikularen Wesenheit (Individuum, Gruppe oder Institution) identisch ist. Solche Allgemeinbegriffe drücken verschiedene Grade und Weisen der Verdinglichung aus. Obgleich real, ist ihre Unabhängigkeit insoferne falsch, als sie die partikularer Mächte ist, die das gesellschaftliche *Ganze* organisiert haben. Eine Rückübersetzung, die die falsche Substanz des Allgemeinbegriffs auflösen würde, ist noch immer ein Desiderat – aber ein politisches“ (MARCUSE 1998, 218).

Die nachfolgenden Kapitel – besonders jene zu Würde und zu Beziehung – sind gewissermaßen Variationen über den hier umrissenen Wirklichkeitsbereich der Anderen. In beiden spielt die/der Andere eine integrative und konstituierende Rolle. Im Kapitel über die Beziehung wird dann auch die These „kein Ich ohne Du“ genauer ausgeführt. Zuvor seien aber noch die einzelnen Wirklichkeitsbereiche vergleichend gegenüber gestellt, um sie voneinander in ihrer jeweiligen Qualität besser abheben zu können.

#### 2.3.1.4      **Zusammenschau**

In der Regel werden die zu interpretierenden Ereignisse Anteile enthalten, die in alle vier oben beschriebenen Wirklichkeitsbereichen Bedeutung haben. Mensch könnte auch sagen – und es scheint recht nützlich davon auszugehen – dass jedes Ereignis eine *notwendige* Dimension hat, eine ins Reich der *Möglichkeiten* weisende, eine an das *Unbekannte* gemahnende Dimension und ebenso einen Bezug zum *Anderen*. Sich dieser vier Dimensionen bei der Interpretation eines Ereignisses zumindest bewusst zu sein, bildet vermutlich den Zugang zu einem ganzheitlichen Verständnis „dieser Welt“ bzw. einer ganzheitlichen Konstruktion der Wirklichkeit, in der man sein Leben verbringt, und damit eines ganzheitlichen Selbstverständnisses. Das als Voraussetzung, auch die jeweils Anderen ganzheitlich (nicht ganz) verstehen zu können und sie so in ihrer Würde unversehrt zu lassen; und zwar unabhängig davon, ob die konstruktiven Bestandteile der jeweils anderen Wirklichkeit inhaltlich nachvollzogen werden können oder nicht. Es erscheint auch durchaus sinnvoll, davon auszugehen, dass in jeder Wirklichkeit diese vier Dimensionen vorkommen müssen und hätte damit einige Anhaltspunkte, um bestimmte Beobachtungen einordnen zu können. Als sehr vorteilhaft erweist sich dabei, dass die Inhalte der eigenen Konstruktionen nicht als „Maß aller Dinge“ an alle Beobachtungen angelegt und damit anerkennend oder abwertend beurteilt werden müssen. Das hier vorgestellte Modell ist deswegen auch weniger Schablone oder Idealtypus, sondern eine Bestandsaufnahme der konstruktiven Hauptbauplätze, also jener Felder, die in jeder individuellen Wirklichkeit in irgendeiner Form mehr oder weniger stimmig bebaut werden.

Es ist naheliegend, dass jeder Wirklichkeitsbereich seinen eigenen archimedischen Punkt ausbildet, und ein Mensch, der sich in mehreren Wirklichkeitsbereichen aufhält, durchaus auch mehrere archimedische Punkte in seinem Wertgefüge aufweisen könnte. Das würde bedeuten, dass sie/er je nach Kontext einen anderen Interpretationsapparat verwendet und die archimedischen Punkte untereinander austauscht. Berger und Luckmann beschreiben so einen Fall anhand eines Theaterbesuchs. Mit dem Fallen des Theatervorhangs kehrt mensch von der unter Umständen berührenden Theaterwirklichkeit in die „eigentliche“ Wirklichkeit mit den Interpretationsmustern, die man dort für angemessen hält, zurück. Dieses Umschalten von einem archimedischen Punkt zum anderen beschreiben die Autoren als gewohnheitsmäßig: mensch lässt sich von Zeit zu Zeit in andere Wirklichkeiten entführen, um von ihrer/seiner „eigentlichen“ Wirklichkeit kurzzeitig abgelenkt zu werden oder ihr sogar zu entfliehen. „Nachdem ich gelacht, geweint und philosophiert habe, kehre ich in die »ernste«

Geschäftswelt zurück, sehe einmal mehr den Sinn ihrer Maximen ein und verhalte mich ihnen gemäß“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 46). Ein anderes Beispiel von verschiedenen archimedischen Punkten findet sich bei Thomas Meyer, der die Welt des politischen Tausches der Welt der legitimierenden Ideen gegenüberstellt und wo mensch – wenn die beiden Welten verwechselt werden – sich entweder lächerlich oder unmöglich macht (vgl. MEYER 1994, 120).

Es macht also durchaus Sinn, möglichst genau zwischen den einzelnen Wirklichkeitsbereichen zu unterscheiden, schon allein deswegen, damit sie nebeneinander bestehen können, sie also nicht gegeneinander ausgespielt werden müssen und wir eine ganzheitliche Perspektive entwickeln können.

In den folgenden Tabellen wurden zum Teil die Ergebnisse der in den vorigen Kapiteln wiedergegebenen Untersuchungen zusammengestellt. Es tauchen dabei auch neue Aspekte auf, die erst hier behandelt werden. Wir beginnen mit der Gegenüberstellung der Benennungen, der zentralen Gegenstände, der dominierenden Fähigkeiten und der jeweils angestrebten Ziele (Tabelle 1) und setzen fort mit den im jeweiligen Bereich vorzufindenden Prämissen und einigen typischen Fragestellungen (Tabelle 2).

**Tabelle 1: Gegenstand, Fähigkeiten und Ziele der vier Hauptwirklichkeitsbereiche**

Gegenstand	Wirklichkeitsbereich	Fähigkeiten	Ziele
das Notwendige	Wirtschaft	Beschaffung	Bedarfsdeckung
das Mögliche	Kunst, Wissenschaft <sup>27</sup>	Kreativität	Parallelinterpretation
das Unbekannte	Religion	Glaube	Erklärung
die Anderen	Politik	Dialog	Vereinbarung

---

<sup>27</sup> „Wissenschaft“ wurde hierher gestellt, weil die Beschäftigung mit dem Möglichen sicher ihr Zentralbereich ist. Nichtsdestotrotz gibt es selbstverständlich starke Überlappungen in die benachbarten Bereiche.

**Tabelle 2: Prämissen und typische Fragestellungen**

Wirklichkeitsbereich	Prämissen	einige typische Fragestellungen
Wirtschaft	Wird eine Not nicht abgewendet, ist meine Existenz bedroht.	Worin besteht die Not? Was steht mir zu ihrer Überwindung zur Verfügung? Wie vermeide ich ähnliches in Zukunft?
Kunst/Wissenschaft	Nichts muss so sein, wie es derzeit aufgefasst wird.	Worin sehe ich eine Unstimmigkeit, einen Widerspruch? Was ist gestaltbar? Wie stelle ich meine Neuinterpretation dar?
Religion	Es muss auch für Unbeantwortbares eine Erklärung geben.	Worein kann ich vertrauen, woran kann ich glauben? Was will ich erklären? Wie teile ich meinen Glauben mit?
Politik	Jeder Mensch lebt seine eigene Wirklichkeit.	Wie ist die Wirklichkeit des Anderen gestaltet? Was wollen wir gemeinsam? Wie kommen wir zu einer Vereinbarung?

Interessant ist auch die folgende Tabelle, wo versucht wird darzustellen, wie sich die einzelnen Bereiche sprachlich in die jeweils anderen abbilden. Schließlich hat in der gesellschaftlichen Praxis jeder Bereich seine Notwendigkeit, seine Entwicklung, seine Glaubenssätze und seine Legitimationsmuster.

**Tabelle 3: Gegenseitige Abbildungen**

	Wirtschaft	Kunst	Religion	Politik
Wirtschaft	Bedarfsdeckung	Innovation	Zeit ist Geld	Geld regiert die Welt
Kunst	Erfindung	Kreation	Entdeckung	Beobachtung, Kritik
Religion	Erklärung	Parallelinterpretation	Glaube	Hinwendung
Politik	Legitimation	Beziehung	Dialog	Vereinbarung

Der Kernbereich der wirtschaftlichen Wirklichkeit – das Notwendige im Notwendigen – ist die Bedarfsdeckung, die Überwindung einer Notsituation.

Das Mögliche im wirtschaftlichen Bereich wird dort mit Innovation bezeichnet. Es geht um die Erschließung neuer Einkommensquellen, um die weitere Absicherung des Bestehenden.

Das Unbekannte im wirtschaftlichen Bereich wird naturgemäß eher gemieden. Durch Glaubenssätze wie beispielsweise eben „Zeit ist Geld“ werden dort einerseits die sogenannten Sachzwänge erklärt, andererseits von einer Beschäftigung mit dem Unbekannten abgeraten bzw. abgelenkt.

Auch die Anderen sind ein eher unbequemer, weil schwer zu kalkulierender Faktor im wirtschaftlichen Denken. Mensch beruft sich auf Sachzwänge, wo an sich Menschen dahinter stünden, mensch lässt Abstrakta als handelnde Personen auftreten: Geld und nicht Menschen regieren die Welt, der „Markt“ erfordert, ja sogar „der Markt sagt“, „das Kapital wandert“ usw. Die Anderen werden in der wirtschaftlichen Wirklichkeit möglichst auf kalkulierbare Größen reduziert.



Das Notwendige bzw. das Notwendende im Möglichen ist die Erfindung. Im Möglichen werden neue Wege gefunden, um mit Notsituationen zurechtzukommen.

Das Mögliche im Möglichen ist ganz allgemein gesprochen die Kreation, die bisher nicht da gewesene Neuzusammenstellung von Dingen und Wissensinhalten.

Das Unbekannte im Möglichen ist die Entdeckung, durch die Entdeckung wird das Unbekannte ins Mögliche transformiert.

Die Anderen sind im Wirklichkeitsbereich des Möglichen Gegenstand der Beobachtung und der Kritik, manchmal auch SpielgefährtenInnen, aber ohne weiter verbindlich zu werden.

Das Notwendige im Wirklichkeitsbereich des Unbekannten ist die Erklärung. Die Auseinandersetzung mit dem Unbekannten erzeugt einen Erklärungsbedarf, der – in welcher Form auch immer – befriedigt werden muss.

Das Mögliche im Unbekannten ist die Parallelinterpretation. Es besteht immer die Möglichkeit plausiblere Erklärungen zu kreieren.

Das Unbekannte im Unbekannten ist der Glaube. Glaube ist die Umgangsform mit dem Unbekannten schlechthin, vor allem, wenn es nicht weiter erforschbar ist.

Die Anderen im Bereich des Unbekannten lassen nur die Hinwendung zu. Solange mensch sich den unbekanntem Anderen nicht hinwendet, existieren sie in der eigenen Wirklichkeit nicht.

Das Notwendige in Bezug auf die Anderen ist die Legitimation. Es Bedarf ihrer Zustimmung – rein technisch ist es egal ob diese freiwillig erfolgt oder erzwungen wird – bzw. stillschweigenden Duldung, wenn mensch etwas unternehmen will, das die Anderen in irgendeiner Form betrifft.

Das Mögliche im politischen Wirklichkeitsbereich ist die Beziehung zu den Anderen. Hier ist das Potential jeder politischen Aktivität, hier entsteht die zur weiteren Gestaltung notwendige „Macht“<sup>28</sup>.

---

<sup>28</sup> „Macht“ hier ganz im Sinn von Hannah Arendt, als etwas, das immer nur zwischen Menschen entstehen kann (vgl. auch Kapitel 2.3.4.4)

Das Unbekannte in Bezug auf die Anderen kann nur durch den Dialog bekannt gemacht werden. Die reine Beobachtung scheidet insofern aus, da sie im Grunde genommen beziehungslos und damit nicht-politisch ist – solange sich die Beobachteten nicht dessen bewusst sind, können sie die Beziehung nicht erwidern, existiert die Beziehung für sie nicht, da sie nichts vom Beobachter wissen.

Das Politische im Politischen ist die Vereinbarung. Sie ist das Ergebnis der wechselseitig im Dialog erforschten Beziehungsmöglichkeiten und macht die gewünschte Stellungnahme explizit.

Wie deutlich wird, sind die verschiedenen Wirklichkeitsbereiche mannigfach untereinander verschränkt und eng miteinander verknüpft. So gut wie jeder Mensch – egal in welchem Wirklichkeitsbereich sie oder er „zu Hause“ ist – wird auch mit den jeweils anderen Wirklichkeitsbereichen unausweichlich konfrontiert und muss Strategien des Umgangs entwickeln, die natürlich bedingt durch den jeweiligen Ausgangspunkt unterschiedlich ausfallen.

In den allermeisten Fällen wird wohl versucht, die „Heimatstrategie“ – da sie den Einzelnen durchaus nachvollziehbar als am erfolgversprechendsten erscheint – auch auf die anderen Bereiche anzuwenden<sup>29</sup>, was aber selten erfolgreich in Bezug auf den anderen Bereich erfolgt und folglich die weitere Auseinandersetzung mit diesem Bereich eher gemieden wird. Das wiederum führt dazu, dass sich die einzelnen Wirklichkeitsbereiche in einer Gesellschaft tendenziell auseinander bewegen und der Brückenschlag immer schwieriger wird. „Gruppen tendieren dazu, nicht nur einheitliche Ideologien zu entwickeln, sondern auch einheitliche Wahrnehmungen. *Wir sehen im allgemeinen die Welt so, wie wir gelernt haben, wie sie sein soll*“ (ROTH 1998, 324). Sehr anschaulich dazu auch die folgende Schilderung:

„Die Wirklichkeit der Alltagswelt umfaßt problematische und unproblematische Ausschnitte [...]. Solange die Routinewirklichkeit der Alltagswelt nicht zerstört wird, sind ihre Probleme unproblematisch. [... Wenn ein Problem auftaucht], macht die Alltagswelt zunächst Anstrengungen, den problematischen Teil in das, was unproblematisch ist, hereinzuholen. Das Alltagswelt-Wissen gibt eine Menge

von Instruktionen, wie man das machen kann. Die anderen, mit denen ich arbeite, sind zum Beispiel unproblematisch für mich, solange sie ihre mir vertrauten Routinetätigkeiten ausüben – etwa an ihren Tischen neben dem meinen in meinem Büro tippen. Sie werden problematisch, wenn sie die Routine durchbrechen – meinetwegen zusammen in einer Ecke stehen und flüstern. Wenn ich mich nach der Bedeutung so ungewohnten Verhaltens frage, gibt es verschiedene Möglichkeiten, die ich durch mein Alltagswelt-Wissen in die Routine meines Alltags integrieren kann: sie könnten beispielsweise darüber sprechen, wie man eine Schreibmaschine repariert – oder einer von ihnen hat neue Anweisungen vom Chef und so weiter. Andererseits könnte ich feststellen, daß ein Aufruf der Gewerkschaft zum Streik diskutiert wird, was schon außerhalb meines bisherigen Erfahrungsbereiches läge, aber doch ein Problem ist, mit dem mein Alltagswelt-Wissen fertig werden kann. Es wird damit *als* mit einem Problem fertig. Es weist es nicht etwa dem unproblematischen Sektor der Alltagswelt zu. Komme ich jedoch zu dem Ergebnis, daß meine Kollegen alle auf einmal verrückt geworden sind, so ist das Problem, das sich damit stellt, von gänzlich anderer Art. Es überschreitet die Grenzen der Alltagswelt-Wirklichkeit und weist auf eine total andere Wirklichkeit hin. Meine Entdeckung, daß alle meine Kollegen verrückt geworden sind, impliziert ipso facto, daß sie sich von mir fort in eine Welt begeben haben, die nicht mehr unsere gemeinsame Alltagswelt ist. Verglichen mit der Wirklichkeit der Alltagswelt, erscheinen andere Wirklichkeiten als umgrenzte Sinnprovinzen, als Enklaven in der obersten Wirklichkeit“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 27f).

Schließlich seien die Erfolgsstrategien der einzelnen Bereiche gegenübergestellt (

Tabelle 4). Bei Betrachtung drängt sich der Verdacht auf, dass diese gewissermaßen auch ein ideologisches Fundament für verschiedene gesellschaftliche und auch parteipolitische Bewegungen abgeben könnten, die dann natürlich in Konflikt geraten müssen, schon allein deswegen, weil sie von verschiedenen archimedischen Punkten bzw. Prämissen ausgehen.

---

<sup>29</sup> Watzlawick bezeichnet dies als das „Unglücksrezept des »Mehr desselben«“, das wir alle verwenden, wenn sich ein gewünschtes Ergebnis nicht einstellt. Meist schaffen wir uns durch diese Strategie aber nur „mehr desselben Leidens“ (WATZLAWICK 1998, 102).

Diesbezügliche Korrelationen müssen aber nachfolgenden Untersuchungen vorbehalten bleiben.

**Tabelle 4: Die Erfolgsstrategien der einzelnen Bereiche**

Wirtschaft	Die rasche Bedarfsdeckung und das Ergreifen von Maßnahmen, um die Bedarfsdeckung auch zukünftig sicherzustellen.
Kunst bzw. Wissenschaft	Die Neukombination bekannter Inhalte unter Voraussetzung genauer Beobachtung und intensiver Auseinandersetzung.
Religion	Die Entscheidung zum Glauben, dann, wenn Gewissheit auf keinem anderem Weg zu erlangen ist.
Politik	Die Neugestaltung von Beziehungen auf der Grundlage von Dialog und Vereinbarung.

Die Bereiche des Notwendigen und des Unbekannten haben ein Zu-Ende-bringen in sich: man will die Not überwinden und das Unbekannte bekannt machen. Die Bereiche des Möglichen und des Anderen haben stärker ein Beginnen in sich: das Mögliche will entdeckt und die Anderen wollen kennen gelernt werden.

**Tabelle 5: Klassifikation nach Beginn- und Endbezug**

endend – zweckorientiert	beginnend – sinnorientiert
das Notwendige	das Mögliche
das Unbekannte	die Anderen

Die Unterscheidung zwischen Zweck- und Sinnorientierung erfolgt in Anlehnung an Hannah Arendt (vgl. 1996, 183ff.). Ein Zweck liegt dann vor, wenn eine mit „wozu“ beginnende Frage schlüssig beantwortet wird. Es ist die Frage nach der Nützlichkeit, die auf Berechenbarkeit und Kontrollierbarkeit abzielt und damit die Verdinglichung in sich trägt. Ein Sinn hingegen übersteigt die reine Nützlichkeit, er lässt auch die Möglichkeit eines Neuanfangs offen: „Die Tatsache, daß der Mensch zum Handeln im Sinne des Neuanfangens

begabt ist, kann daher nur heißen, daß er sich aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzieht, daß in diesem einen Fall das Unwahrscheinliche selbst noch eine gewissen Wahrscheinlichkeit hat, und daß das, was »rational«, d. h. im Sinne des Berechenbaren, schlechterdings nicht zu erwarten steht, doch erhofft werden darf“ (ARENDDT 1996, 217).

Es lassen sich jedem Wirklichkeitsbereich auch eigene „Räume“ – abstrahierte und reale – zuordnen, mit denen der jeweils eigene Charakter anschaulich gemacht werden kann.

**Tabelle 6: Die Räume**

das Notwendige	Entscheidungsraum	Markt
das Mögliche	Erlebensraum	Theater
das Unbekannte	„Raum ohne Grenzen“	Kirche
die Anderen	Erscheinungsraum	Parlament

Der dem Notwendigen zuordenbare Raum ist wesentlich von Entscheidungen bestimmt. Das vor allem deshalb, weil es hier in erster Linie darum geht, möglichst *schnell* die *richtige* Entscheidung zu treffen, was einen mehr oder weniger großen Entscheidungsdruck erzeugt. Mit dieser Verortung soll aber keinesfalls zum Ausdruck gebracht werden, dass in den anderen Räumen keine Entscheidungen zu treffen wäre, nur sind dort andere Phänomene „atmosphärisch“ dominanter. So dominiert zum Beispiel im Bereich des Möglichen eher das Erleben, es wird das ästhetische Erlebnis, die Abenteuerlust, die Freude an der Entdeckung, die Spannung gesucht. Den Bereich des Unbekannten kann mensch insofern als „Raum ohne Grenzen“ (durchaus mit all seinen mystischen Konnotationen) erleben, als sich dort unbekannterweise ja keine Grenzen ausmachen lassen. Schließlich etablieren Menschen, indem sie handeln und sprechen ein „räumliches Zwischen“. Dies „ist der Erscheinungsraum im weitesten Sinne, der Raum, der dadurch entsteht, daß Menschen voreinander erscheinen, und in dem sie nicht nur vorhanden sind wie andere belebte oder leblose Dinge, sondern ausdrücklich in Erscheinung treten“ (ARENDDT 1996, 250).

An den Realverortungen lässt sich ablesen, wie sehr eine gesellschaftliche Wirklichkeit ausdifferenziert ist und wie sehr sich die Wirklichkeitsbereiche institutionalisiert haben. Natürlich sind diese Begriffe hier sehr weit gefasst. „Markt“ meint alle Einrichtungen, wo Geschäfte getätigt werden. „Theater“ ist hier gewiss nicht abwertend gemeint und steht für

alle Orte, wo etwas dargeboten wird, das kann klarerweise auch eine Oper, ein Veranstaltungszentrum, eine Bildungseinrichtung oder ähnliches sein. „Kirche“ oder allgemeiner „Tempel“ bezeichnet alle Orte, die zur Pflege des Umgangs mit dem Unbekannten errichtet wurden und „Parlament“ all jene, wo Rechte verhandelt und vereinbart werden.

Das Kapitel „Ganzheit und Wirklichkeit“, wo also der konstruktivistische Beschreibungszugang zur menschlichen Ganzheit skizziert wurde, sei mit zwei konstruktivistischen Aussagen abgeschlossen, wo weitere Implikation zu Tage treten, deren Untersuchung aber wiederum nachfolgenden Arbeiten vorbehalten bleiben muss.

„Die wachsende Anzahl und Kompliziertheit der Subsinnwelten machen sie immer schwerer zugänglich für Außenseiter. Sie werden zu esoterischen Enklaven, »hermetisch versiegelt«, im klassischen Sinne hermetischen Geheimwissens. Ihre zunehmende Autonomie stellt die Außenseiter wie die Eingeweihten gewissen Legitimationsproblemen gegenüber. Die Außenseiter müssen ferngehalten werden, ja, gelegentlich dürfen sie sogar nicht einmal etwas von der Existenz einer Subsinnwelt wissen. Ist eine Subsinnwelt jedoch in der Außenwelt bekannt und verlangt sie von der Gesellschaft sogar besondere Privilegien und Anerkennung, so entsteht das Dilemma, Außenseiter fernzuhalten und dabei doch Legitimation und Billigung gerade für dieses Vorgehen von ihm zu erhalten. Dazu verhelfen allerlei Einschüchterungsmanöver, rationale und irrationale Propaganda, die mit Interessen und Gefühlen des Außenseiters rechnet, Geheimniskrämerei, Irreführung und vor allem der Umgang mit Prestigesymbolen. Andererseits müssen die eigenen Leute bei der Stange gehalten werden. Dazu muß es theoretische und praktische Verfahren geben, mit deren Hilfe die Subsinnwelt jede Versuchung, ihr zu entgleiten, verhindern kann“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 93).

„Der Irrtum, in dem wir alle versponnen sind, ist aber die Annahme, daß eine einigermaßen passende Wirklichkeitskonstruktion die Gewißheit gäbe, die Welt sei »wirklich« so und endgültige Gewißheit und Sicherheit sei damit erreicht. Die möglichen Folgen dieses Irrtums sind schwerwiegend: Sie verleiten uns dazu, alle anderen Wirklichkeitskonstruktionen für falsch zu erklären (und womöglich zu bekämpfen), und sie machen es uns unmöglich, Alternativ-wirklichkeiten auch nur in Betracht zu ziehen, wenn unser Weltbild anachronistisch wird und daher immer weniger paßt“ (WATZLAWICK 1998, 93f).

## 2.3.2 Ganzheit und Widerspruch

In diesem Kapitel soll untersucht werden, ob Widerspruchsfreiheit ein Ganzheitskriterium darstellt und wenn, dann nach welchen Gesichtspunkten. Ich gehe dabei von der Vermutung aus, dass Widersprüche und ihre Begleiterscheinungen zuverlässige Indikatoren für eine Unvollständigkeit, eben eine Nicht-Ganzheit darstellen. Das heißt aber nicht, dass immer ein Widerspruch auftreten muss, wenn eine Unvollständigkeit vorliegt. Es sind durchaus in sich geschlossene Systeme vorstellbar, die für sich genommen als widerspruchsfrei zu bezeichnen sind und wo Widersprüche erst in größeren Zusammenhängen auftreten, sofern diese in die Betrachtung miteinbezogen werden. Der hier verwendete „Widerspruch“-Begriff orientiert sich deshalb weniger an naturwissenschaftlichen Vollständigkeitsansprüchen, sondern bezieht sich immer auf eine individuellen Wirklichkeit, meint also immer einen konstruktiven Widerspruch und ist vom gewählten Bezugssystem abhängig.

### 2.3.2.1 Begriffsbestimmung: Widerspruch

Es stehen sich zwei Aussagen gegenüber, die sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, aber offensichtlich Nichtvereinbares über diesen Gegenstand aussagen. Zum Beispiel meint A: „Der Himmel ist rot“ und B hingegen: „Der Himmel ist grün.“ Abgesehen davon, dass wir beide Aussagen nur unter bestimmten Umständen als wahr bezeichnen würden, stehen sich hier zwei Positionen gegenüber – Aussage steht gegen Aussage, die ohne ein *weiteres* Urteil deswegen nicht als Entscheidungsgrundlage herangezogen werden können. Ein Mensch, dem nur diese beiden Aussagen über den Himmel zur Verfügung stehen, wird sich entweder a) für eine der beiden Aussagen entscheiden müssen oder b) eine Synthese bilden – z. B. der Himmel ist rotgrün – oder c) beide Aussage ablehnen. Sie oder er ist jedenfalls eine Zeitlang beschäftigt, mit diesem Widerspruch zurecht zu kommen und ein für sie oder ihn plausibles Urteil zu erlangen.



**Abbildung 3: Wie alt ist die Dame?**

Bei einem Widerspruch können sich zwei falsche Aussagen, eine wahre und eine falsche Aussage und zwei wahre Aussagen (vgl. z. B. das bekannte Sprungbild alte/junge Frau, Abbildung 3) gegenüberstehen. Zur Verifizierung bzw. Falsifizierung müssen beide Aussagen in einen größeren Zusammenhang gestellt werden. Durch die Einbeziehung weiterer Aussagen können die sich widersprechenden Aussagen zu einer stimmigen Aussage vereinigt werden. In unserem Beispielfall könnte man etwa folgendes Ergebnis erhalten: „Der Himmel wird zwar in der Regel als blau wahrgenommen, er erscheint aber unter bestimmten Lichtverhältnissen rot und unter bestimmten anderen Lichtverhältnissen kann vorerst nicht ausgeschlossen werden, dass er vielleicht auch grün erscheint.“ Die Auflösung des Widerspruchs bestand hier also vor allem darin, dass die unterstellte mutmaßliche Gleichzeitigkeit der Aussagen falsifiziert und durch ein Nacheinander ersetzt wurde, die Aussagen wurden in einen zeitlichen Bezugsrahmen gestellt. Schließlich wurden auch bereits verifizierte Aussagen – was alltagssprachlich als „Erfahrung“ bezeichnet wird – über den Himmel herangezogen, um die fraglichen Aussagen zu relativieren und zu einer präzisen Gesamtaussage zu gelangen.

### **2.3.2.2 Wirkungen von Widersprüchen im menschlichen Denken**

Frederick Perls hat im Rahmen seiner Arbeiten zur Gestalttherapie auf die Wirkungsweise von Widersprüchen im menschlichen Denken folgendermaßen hingewiesen: „*Gestaltbildung*



geht immer mit Gewahrsein Hand in Hand. Wir sehen nicht drei isolierte Punkte, wir machen ein Dreieck aus ihnen. Die Bildung vollständiger und umfassender Gestalten ist Voraussetzung psychischer Gesundheit und psychischen Wachstums. Nur die fertige Gestalt kann als eine automatisch funktionierende Einheit (als Reflex) in den Gesamtorganismus eingegliedert werden. Jede unfertige Gestalt steht für eine »unerledigte Situation«, die Aufmerksamkeit erheischt und die Bildung einer neuen, lebendigen Gestalt stört. Anstelle von Wachstum und Entwicklung finden wir dann Stagnation und Regression“ (PERLS u. a. 1996, 12). Es ist, denke ich, ein Leichtes in den hier so bezeichneten „unfertigen Gestalten“ bzw. „unerledigten Situationen“ die oben skizzierten konstruktiven Widersprüche auszumachen, auch wenn Perls auf anderem Weg dorthin gelangt, da ja drei nebeneinander angeordnete Punkte in der Regel nicht als sich widersprechende Aussagen aufgefasst werden. Dennoch ist der Vorgang der Synthesebildung analog, egal, ob er optional und sich anbietend wie im Fall des Dreiecks oder zwingend und mit einigen Zwischenschritten wie im Fall der obigen sich widersprechenden Aussagen ist. Auch in der Bearbeitung von Widersprüchen ist das Ziel in der Regel eine „fertige Gestalt“, eine als gültig anerkannte Aussage, die als „eine automatisch funktionierende Einheit“ in die Gesamtkonstruktion eingearbeitet werden kann.

Wie Perls' „unfertige Gestalten“ ziehen Widersprüche Aufmerksamkeit an sich, da sie der Auflösung bedürfen bzw. nach Revision oder Präzisierung der Aussagen verlangen. Damit bedeutet die Auseinandersetzung mit Widersprüchen auch einen gewissen Aufwand, weswegen es Tendenzen gibt, sich gar nicht erst damit auseinanderzusetzen. In die eigene Wirklichkeit wird vornehmlich das integriert, „was hineinpaßt, und dasjenige verdrängt, was stört“ (ROTH 1998, 334). Allerdings haben die „ausgesperrten Teile [...] eine immense Vitalität, die wiedergewonnen werden und »subjektiv« besser genutzt werden muß – und es braucht mehr Vitalität, sie ausgesperrt zu *halten*. Auch diese Vitalität muß zurückgewonnen werden“ (PERLS u. a. 1996, 36). Widersprüche binden Energien, ziehen Aufmerksamkeit auf sich und von der Gegenwart ab. Einem ganzen (hier wieder im Sinn von stimmig, gesund, vital – selbstverständlich idealtypisch: widerspruchsfreien) Menschen stünde in diesem Sinn ihre/seine gesamte verfügbare Aufmerksamkeit für die gegenwärtige Situation zur Verfügung. „Der Kontext, in dem ein Element erscheint, heißt in der Gestaltpsychologie der »Grund« (oder »Hintergrund«), von dem sich die »Figur« abhebt. [...] Aufmerksamkeit, Konzentration, Interesse, Beteiligtsein, Erregung und Anmut sind repräsentativ für gesunde Figur/Grund-Prozesse, während Verwirrung, Langeweile, Zwänge, Fixierung, Angst,

Amnesie, Stagnation und Befangenheit Anzeichen sind, die für gestörte Figur/Grund-Prozesse sprechen“ (PERLS u. a. 1996, 12f).

Widersprüche mobilisieren einerseits – sie treiben die innerpersönliche und die zwischenpersönliche Entwicklung voran. Widersprüche schaffen andererseits Unruhe, zeigen an, dass etwas „nicht in Ordnung“ ist. Marcuse hat die Konfrontation zwischen den in diesen beiden Aussagen enthaltenen antagonistischen Positionen so vorgefunden: „Und da Widerspruch das Werk des Logos ist – die rationale Konfrontation dessen, »was nicht ist«, mit dem, »was ist« –, muß er ein Medium haben, worin er sich mitteilt. Der Kampf um dieses Medium oder vielmehr der Kampf dagegen, daß es von der herrschenden Eindimensionalität aufgesogen wird, tritt hervor in den avantgardistischen Versuchen, eine Verfremdung zu schaffen, welche die künstlerische Wahrheit wieder kommunizierbar machen soll“ (MARCUSE 1998, 86).

### **2.3.2.3 Die Umgangsformen mit Widersprüchen**

Konstruktive Widersprüche sind wohl so alt wie das Denken selbst, weswegen es kein Wunder ist, dass sich eine ganze Palette an Umgangsformen und Handhabungsgewohnheiten herausgebildet hat. „Denken“ ließe sich auch als jener Prozess beschreiben, der den fundamentalen und „ewigen“ Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Realität bearbeitet, in dem versucht wird, die individuelle Wirklichkeit zur Realität „fit“ (durchaus auch mit Darwinschen<sup>30</sup> Konnotationen hier als „passend“ zu verstehen) zu machen. Jeder Widerspruch

---

<sup>30</sup> Joachim Bauer setzt sich kritisch mit Darwins Evolutionstheorie auseinander (2008, 97ff) und liefert dabei ein sehr schönes Beispiel, welche tragische Auswirkungen die Übertragung von Interpretationsmodellen aus einem Wirklichkeitsbereich in einen anderen haben kann: „Zu den Irrtümern, die sich bis heute gehalten haben, zählt Charles Darwins Grundannahme, die Evolution habe Konkurrenz, Kampf und Selektion zum zentralen Impetus lebender Systeme gemacht, und alles, was die lebende Natur entstehen lasse, müsse in diesem Rahmen gesehen werden. Diese Grundannahme beruht auf der unzulässigen Übertragung eines ökonomischen, auf Konkurrenzkampf und Profitstreben basierenden Denkens auf die belebte Natur [in unserem Zusammenhang auf die anderen großen Wirklichkeitsbereiche]. *Darwin sah die Evolution – ohne dies bewusst zu reflektieren – als eine Ansammlung von marktwirtschaftlichen Unternehmen, bei denen es ausschließlich darum geht, ob eingebrachte Investitionen zu Produkten führen, sie sich auf dem Markt gegen Konkurrenten behaupten, wobei der Konkurrenzkampf darüber entscheidet, welches Unternehmen sich auf dem Markt durchsetzen kann*“ (BAUER 2008, 125). Bauer anerkennt, dass Darwin das Prinzip der Selektion erkannt und formuliert hatte und stellt fest: „Hätte er es dabei belassen, wäre er heute ohne Zweifel der unumstrittene Newton der Biologie“ (BAUER 2008, 99).

in der individuellen Wirklichkeit bedeutet potentiell auch einen Konflikt mit der Realität, hat somit eine existentielle Implikation. Vielleicht rührt es von dort her, dass der Umgang mit Widersprüchen fast immer mit einer großen Entschlossenheit und Emotionalität einhergeht. Schließlich ist die individuelle Wirklichkeit der einzig verfügbare Entscheidungsraum, sie ist die einzige Grundlage für alle Entscheidungen und ein festgestellter Widerspruch beeinträchtigt nicht nur den anstehenden Entscheidungsprozess, sondern stellt prinzipiell auch alle bisher getroffenen Entscheidungen in Frage. Erst nachdem eine Entscheidung getroffen wurde, kann sie nach Versuch und Irrtum mit der Realität konfrontiert werden. Erst dann weiß mensch, ob diesbezüglich die individuelle Wirklichkeit zur Realität passt bzw. richtiger innerhalb der von der Realität vorgegebenen Toleranzen liegt. Wenn schon der Entscheidungsraum „unschlüssig“ ist, also eine schillernde Faktenlage enthält, so ist es durchaus nachvollziehbar, dass das einige Unruhe und Sorge, mitunter sogar Resignation in den Betroffenen auslöst.

Schon auf der Ebene der Wahrnehmung gilt: „»Fehler« in einem Sinnessystem werden daran erkannt, daß sie in Widerspruch zu den Informationen von anderen Sinnessystemen stehen“ (ROTH 1998, 322). Und schon auf dieser Ebene werden Widersprüche mit Hilfe von Wirklichkeitskriterien bearbeitet. Es liefert einige interessante Hinweise über Strategien im Umgang mit Widersprüchen, wenn bekannt ist, was als Wirklichkeitskriterium herangezogen wird bzw. wie Wirklichkeitskriterien gebildet werden.

Stadler und Kruse (1990) haben einige Wirklichkeitskriterien zusammengetragen. Sie unterscheiden syntaktische, semantische und pragmatische Wirklichkeitskriterien.

*Syntaktische* Kriterien haben mit den Sinnesempfindungen zu tun: es wird etwas als tatsächlich vorhanden wahrgenommen, je lebhafter die Wahrnehmung ist und je mehr Sinnessysteme angesprochen sind. Etwas, das ich nur höre, ist weniger glaubhaft als etwas, das ich höre und sehe usw.

Unter *semantischen* Wirklichkeitskriterien verstehen Stadler und Kruse:

- a) Bedeutungshaltigkeit: Objekte und Geschehnisse werden eher als real angesehen, wenn ihnen ohne Aufwand eine Bedeutung zugeordnet werden kann (vgl. das Beispiel mit den drei Punkten, die ohne großen Aufwand zum Dreieck werden);
- b) Kontextstimmigkeit: Etwas wird eher als real angesehen, wenn es in einen vorhandenen Kontext passt;

c) Valenz: ein Objekt wird um so eher als tatsächlich vorhanden angesehen, je attraktiver es ist.

Nach den *pragmatischen* Wirklichkeitskriterien halten wir schließlich das für wahr, das wir angreifen können und all das, was wir erwarten konnten. Ein besonders starkes pragmatisches Wirklichkeitskriterium ist die intersubjektive Bestätigung. Dinge und Geschehnisse, die von mehreren Personen berichtet oder bestätigt werden, gelten als realer als solche, die nur von einer Person berichtet werden (vgl. ROTH 1998, 321 ff).

In jedem Fall gilt es aber zu berücksichtigen, dass das Gehirn die Unterscheidungen über den Wirklichkeitscharakter erlebter Zustände aufgrund bestimmter Kriterien trifft, „von denen keines völlig verlässlich arbeitet. Es tut dies in *selbstreferentieller* Weise; es hat nur seine eigenen Informationen einschließlich seines Vorwissens zur Verfügung und muß hieraus schließen, womit die Aktivitäten, die in ihm vorgehen, zu tun haben, was sie bedeuten und welche Handlungen es daraufhin in Gang setzen muß“ (ROTH 1998, 324).

Welche Strategien ein Mensch zur Bearbeitung von Widersprüchen heranzieht, steht damit in direktem Zusammenhang zu dem, was sie/er zu den eigenen Wirklichkeitskriterien erklärt hat und/bzw. als solche verwendet.

Ein Beispiel: Jemand hatte in früher Kindheit ein bestimmtes mit einem Erschrecken verbundenes und damit besonders intensives Erlebnis. Aufgrund der Intensität des Erlebten könnte ihm vor allem das Erschrecken zum vorrangigen Wirklichkeitskriterium werden – ganz im Sinne von: „je lebhafter eine Wahrnehmung ist, desto eher bin ich geneigt, das Wahrgenommene für real zu halten“ (ROTH 1998, 322). Der Wahrheitsgehalt nachfolgender Erlebnisse wird dann an ihrem Gehalt an Erschrecken gemessen – und alles, wo er in der Folge einen ähnlich intensiven Schrecken verspürt oder sich dieser auch nur erahnen lässt, wird ihm so gleichsam automatisch Teil seiner Wirklichkeit. Die dargebotenen Situationen werden nach ihrem „Erschreckensgehalt“ interpretiert, ja geradezu abgesucht, da sie für den Betroffenen „eigentliche“, verlässliche und stabile Wirklichkeit und konstruktive Anknüpfungspunkte bedeuten. Eine solche, aus lauter Schreckerlebnissen zusammengesetzte Wirklichkeit hat irgendwann einmal mit der Realität überhaupt nichts mehr zu tun. Im Gegenteil je mehr sie sich von der Realität entfernt und damit immer öfter mit ihr in Konflikt gerät, umso öfter findet das Wirklichkeitskriterium des Erschreckens Anwendung und Bestätigung – der Betroffene sieht sich am „richtigen“ Weg, weil sein bevorzugtes Wirklichkeitskriterium immer intensiver bestätigt wird.

Ganz ähnlich scheint es sich mit dem zu verhalten, was ich etwas salopp den „heiligen Schauer der Paradoxien“ bezeichnet will. Mit diesem Wirklichkeitskriterium wird „die Realität“ an der Anzahl von Paradoxien in einer bestimmten Interpretation gemessen – eine Hypothese, die ein Paradoxon enthält, scheint wahrer zu sein, als eine, die keines enthält. Die Konfrontation mit einem Paradoxon, wo immer ein wenig Unantastbarkeit und Mysterium mitschwingt, bedeutet einfach ein attraktiveres, mobilisierenderes Erlebnis als eine Interpretation, die vielleicht besser in die Realität passt, aber „zu einfach ist, um wahr zu sein.“ Abgesehen davon, dass wohl viel eher Interpretationen Widersprüche enthalten, als das, was interpretiert werden soll, wird auch hier die eine große Absicht sichtbar: die eigene Wirklichkeit, die eigene Entscheidungsgrundlage soll endlich absolut gesetzt werden, je paradoxer und unauflösbarer, umso unanfechtbarer und tragfähiger erscheinen auch die darauf aufbauenden Legitimationsstrukturen. Den sich daraus ergebenden Bewusstseinszustand hat Sennett folgendermaßen beschrieben: „Wenn ein Mensch nicht daran glaubt, daß das Problem zu lösen ist, wird das langfristige Denken sozusagen aufgehoben. In diesem Zustand werden Menschen über die unmittelbaren Umstände, in denen sie gefangen sind, immer und immer wieder in dem Bewußtsein sinnieren, es müsse etwas getan werden, auch wenn sie nichts tun. Permanent fixierende Aufmerksamkeit tritt als traumatische Reaktion bei allen höheren Tieren auf: die Augen des Kaninchens sind starr auf die Schlange geheftet“ (SENNETT 1998, 121). Auch Widersprüche haben – wie oben erwähnt – eine potentiell existenzbedrohende Implikation. Wenn sie noch dazu als Paradoxon bezeichnet und damit scheinbar zur Unauflösbarkeit erhoben werden, kann die Konfrontation je nach Wirkungsbreite mehr oder weniger traumatische Reaktionen auslösen – und wir sind wieder bei der die Wirklichkeitskriterien bestimmenden Erlebnisintensität. Die sich aus diesem Szenario entwickelnde Strategie für den Umgang mit Widersprüchen lässt sich in etwa so formulieren: „Suche Widersprüche. Je mehr du entdeckst umso näher bist du der Realität.“ Natürlich dürfen die Widersprüche nicht aufgelöst werden, denn sonst würde mensch sich – nach dieser Hypothese – ja wieder von der Realität bzw. von dem, was dafür gehalten wird, entfernen.

Heidegger hat eine andere Methode zum Umgang bzw. Nichtumgang mit Widersprüchen so beschrieben: „Man ist so erfüllt von »Logik«, daß alles sogleich als verwerfliches Gegenteil verrechnet wird, was der gewohnten Schläfrigkeit des Meinens zuwider ist. Man wirft alles, was nicht bei dem bekannten und beliebten Positiven stehenbleibt, in die zuvor angelegte Grube der bloßen Negation, die alles verneint, dadurch im Nichts endet und so den Nihilismus vollendet. Man läßt auf diesem logischen Weg alles in einem Nihilismus untergehen, den man sich mit Hilfe der Logik erfunden hat“ (HEIDEGGER 1991, 38). Unschwer sind in dem, „was

nicht bei dem bekannten und beliebten Positiven stehenbleibt“ die hier zur Diskussion stehenden konstruktiven Widersprüche zu erkennen und in der „Logik“ das bevorzugte Wirklichkeitskriterium. Nach dem Motto: „Alles was logisch ist, ist wahr“ stellt hier die korrekte Verknüpfung (und mit nichts anderem beschäftigt sich die Logik) den Maßstab für Wahrheit dar. Die Prüfung des Wahrheitsgehalts der Prämissen, die schließlich den Wahrheitsgehalt der Conclusio bestimmen, kann so unterbleiben. Man erspart sich eine ganze Reihe unangenehmer Fragen, fristet statt dessen aber sein weiteres Dasein in der „Grube der Negation“<sup>31</sup>.

Auch den in Kapitel 2.3.1.3 beschriebenen Wirklichkeitsbereichen lassen sich verschiedene Strategien im Umgang mit Widersprüchen zuordnen. Im wirtschaftlich orientierten Denken ist beispielsweise der Widerspruch mit der Not gleichzusetzen. Widersprüche halten auf, sind lästig, es gilt, sie rasch zu überwinden und dementsprechend werden sie liebend gerne durch eine kurze Entscheidung vom Tisch gefegt. Statt sie in breitere Zusammenhänge zu stellen und sie dadurch aufzulösen, werden sie tendenziell eher ignoriert – vor allem dann, wenn mit Hilfe der in diesem Bereich bekannten Interpretationsapparate eine schnelle Lösung nicht in Aussicht steht. Hier werden Widersprüche gerne als „Stress-“ bzw. „Störfaktor“ wahrgenommen.

Ganz anders die idealtypischen KünstlerInnen und auch WissenschaftlerInnen: für sie sind Widersprüche der Lebensquell schlechthin, aus dem sie Energie für immer neue Parallelinterpretationen schöpfen können. Sie fürchten die Auflösung von Widersprüchen, wollen sie eher zum Gott erklären. „Alle Welt ist Widerspruch“ ist ihr Leitsatz, den sie auch bereit sind zu verteidigen. Widersprüche liefern der Kunst genauso wie der Wissenschaft die lebensnotwendige Inspiration – mit dem schon oben beschriebenen Unbehagen, Widersprüche zu eliminieren.

Im religiösen Bereich erzeugen Widersprüche ein tiefes Unbehagen, ja Angst: eine mühsam abgerungene und anerkannt gemachte Erklärung, die, da sie mit dem Unbekannten operiert, auf tönernen Füßen stehen muss, wird durch eine mögliche Alternative bedroht. Dort heißen vermutlich deshalb die Widersprüche schnell „Ketzerie“ oder „Häresie“.

---

<sup>31</sup> Die „Grube der Negation“ ist übrigens auch ein sehr anschauliches Beispiel dafür, wie die meist unbekanntesten Toleranzen der Realität *sicherheitshalber* durch bekannte aber meist viel engere Toleranzen der Wirklichkeit ersetzt werden.

Dem Politischen ist der Widerspruch an sich Wesenskern.<sup>32</sup> Das Widersprechen – hier verstärkt in der Bedeutung „Entgegensprechen“ als Antworten, mit der begrifflichen Verwandtschaft „Verantworten“ – ist wohl Essenz und Merkmal des Politischen. Wenn Meinung gegen Meinung, Aussage gegen Aussage, Interesse gegen Interesse steht, fühlt sich wohl so manche/r PolitikerIn in ihrem/seinem Element. Sie/Er identifiziert Widersprüche als „Konflikte“ mit durchaus auch sympathietragenden Konnotationen, was in vormenschenrechtlichen Zeiten sogar soweit gehen konnte, dass der Krieg als „Vater aller Dinge“ bezeichnet wurde. Nach dem Motto: „Wenn sich zwei streiten, freut sich der Dritte“ wittert die/der PolitikerIn in jedem Konflikt eine Chance, ihre/seine Anliegen besser zu positionieren, bzw. durchzusetzen.

Gerade im Umgang mit Widersprüchen lassen sich die vier Wirklichkeitsbereiche sehr gut voneinander unterscheiden und systematisieren:

**Tabelle 7: Umgang mit Widersprüchen in den Hauptwirklichkeitsbereichen**

	„egozentrisch“	„altrozentrisch“
Widerspruch als Gefahr	Wirtschaft: Stress	Religion: Ketzerei
Widerspruch als Chance	Kunst/Wissenschaft: Inspiration	Politik: Konflikt

Die horizontale Achse dieses Diagramms, weist darauf hin, wo jeweils die Lösungen eines Widerspruchs gesucht werden. „Egozentrisch“ bezeichnet die Selbstbezogenheit in schon etwas übersteigter Form: die Lösung respektive Widerspruchsbehandlung wird vor allem im eigenen Bereich gesucht. Der „altrozentrische“ Umgang mit Widersprüchen lagert etwaige Lösungsansätze aus, sucht sie vor allem im nichteigenen Bereich, identifiziert den Konflikterreger im jeweils Anderen. Beides durchaus oft mit einer gewissen Manie, einer besessenen (weil im eigenen Bereich erfolgreichen) Fixierung auf gewohnte Strategien, die von vorne herein die jeweils andere Möglichkeit ausblendet.

Begegnen sich zwei Menschen, erzeugen die beiden individuellen Wirklichkeiten und die darin enthaltenen Ansprüche oft eine ganze Serie von Widersprüchen. Der persönliche

---

<sup>32</sup> Vermutlich ist das einer der Hauptgründe, warum „der größte Teil der politischen Philosophie seit Plato“ versuchte „Politik überhaupt abzuschaffen“ (vgl. nochmals ARENDT 1996, 281).

Umgang mit Widersprüchen bildet sich deshalb direkt auf den Umgang mit Anderen ab. Man könnte sogar sagen: So wie mensch mit Widersprüchen zurechtkommt, kommt sie/er auch mit Anderen zurecht.

#### **2.3.2.4      Widerspruch und Gewissen**

„Es ist zwar einerseits verständlich, daß inkompatible psychologische Elemente der Verdrängung unterliegen und darum unbewußt sind, aber andererseits ist doch die Möglichkeit gegeben, daß die verdrängten Inhalte auch bewußt gemacht und bewußt gehalten werden können, wenn einmal erkannt. Wir erkennen diese Materialien als *persönliche Inhalte* daran, daß wir ihre Wirkungen oder ihr partielles Erscheinen oder ihre Herkunft in unserer persönlichen Vergangenheit nachweisen können. Es sind integrierende Bestandteile der Persönlichkeit, die zum Inventar einer solchen gehören, Bestandteile, deren Ausfall im Bewußtsein eine Minderwertigkeit in dieser oder jener Hinsicht bildet [...] Die moralisch empfundene Minderwertigkeit zeigt immer an, daß das mangelnde Stück etwas ist, das eigentlich, dem Gefühl entsprechen, nicht mangeln sollte, oder, mit anderen Worten, bewußt sein könnte, wenn man sich die nötige Mühe dazu gäbe“ (JUNG 1998,19f). C. G. Jung stellt hier also den Zusammenhang zwischen „inkompatiblen psychologischen Elementen“ und einer „moralisch empfundenen Minderwertigkeit“ her. In unserem Kontext geht es dabei um den Zusammenhang zwischen konstruktiven Widersprüchen und dem Gefühl der eigenen Unganzheit, das in Bezug auf die Mitmenschen als Minderwertigkeit interpretiert werden kann. Es ist wohl charakteristisch für die Sprachwelt der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dass das Bestehende und Gewohnte nicht in Frage gestellt wird und dann natürlich das neu Hinzukommende als inkompatibel (ab-)qualifiziert werden muss.<sup>33</sup> Es ist schwer vorstellbar, einen Widerspruch dadurch aufzulösen, indem Aussage A unverändert belassen wird und aber alles daran gesetzt wird, Aussage B anzupassen. Solange A nicht hinterfragt wird, kann B eigentlich nur für ungültig erklärt werden. Wenn nun B – angenommen – ein „integrierender Bestandteil der Persönlichkeit“ ist, erklärt mensch damit einen Teil seiner selbst für ungültig. Diese „Lösung“ des Widerspruchs kann deshalb keine dauerhafte sein; es bleibt eine Unstimmigkeit zurück, die immer wieder Aufmerksamkeit an sich zieht und vor allem in Entscheidungssituationen wohl als Befangenheit und Verunsicherung zu Tage tritt.



Die deutsche Bezeichnung „Gewissen“, eine Lehnübersetzung althochdeutschen Ursprungs des lateinischen „conscientia“, das „Mitwissen“ (auch in der Bedeutung „Zusammenwissen“ lesbar), verweist in seiner alltagssprachlichen Verwendung auf diesen Zusammenhang. Es kann wohl davon ausgegangen werden, dass das „schlechte Gewissen“ jenen Zustand bezeichnet, wo unaufgelöste Widersprüche im Denken der Betroffenen den Handlungsspielraum derselben einschränken und dass das „gute Gewissen“ jene Stimmigkeit bedeutet, mit der sich ein Mensch als „ganz“ in der Bedeutung „unversehrt“ fühlt. Das Erkennen von Widersprüchen, also Dingen, die das Gewissen belasten, kann deswegen auch als Ganzheitssinn angesprochen werden (vgl. Kapitel 2.2.1)

### **2.3.2.5 Widersprüche und die „Kunst der Begriffsbildung“**

Wie sich eine Person in einer bestimmten Situation verhält, hängt vorerst davon ab, wie sie die Situation interpretiert, welche Entscheidungen sie darauf hin trifft und welche Durchführungsstrategien ihr zur Verfügung stehen. Personen unterscheiden sich also vor allem in ihren Handlungsstrategien, die sich weiter differenzieren lassen in Interpretationsstrategien, Entscheidungsstrategien und Durchführungsstrategien. Schon in den Interpretationsstrategien kann es gewaltige Unterschiede geben, da zur Interpretation einer bestimmten Situation Informationen aus verschiedene Bereichen – zusätzlich noch von Mensch zu Mensch nach verschiedenen Wirklichkeitskriterien gewichtet – zur Interpretation herangezogen werden. Als Hauptquellen an Informationen, die zur Interpretation einer bestimmten Situation zur Verfügung stehen, kann einerseits die Außenwelt, andererseits der innere aktuelle Zustand sowie vor allem das Gedächtnis angesprochen werden.

Abbildung 1 versucht mit der Deutung als Zentrum darzustellen, welche Komponenten in eine Interpretation einfließen können, wobei hier beispielhaft sieben dargestellt wurden. Eine Hauptkomponente ist jener Strom von Informationen, der aus der hier so bezeichneten „Welt vor der Wahrnehmung“, der Realität, kommend sicher eher mehr als weniger gefiltert der Deutung zur Verfügung steht. Angereichert wird dieser Strom einerseits mit Informationen, die dem aktuellen inneren Zustand, wie der momentanen Stimmungslage und der Positionierung im soziologischen Umfeld, zugeordnet werden können, andererseits mit „klassischen“ Gedächtnisinhalten, wie Bedeutungen, Bildern, Emotionsassoziationen und

---

<sup>33</sup> Nicht dass dies in früheren Jahrhunderten nicht der Fall gewesen wäre, aber mit den Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert kommt diese Methode offenbar in eine tiefe Krise und das Aufglühen der Faschismen in fast ganz Europa ließe sich als ein (hoffentlich letztes) Aufbäumen interpretieren.

erinnerten Handlungsanweisungen. Es wird sich wohl keine dieser Komponenten komplett ausblenden lassen, andererseits aber ihre Gewichtung von einer Vielzahl von Faktoren abhängen. Sicherlich wird z. B. die Bedeutung der Gedächtniskomponenten altersbedingt zwangsläufig zunehmen und der Einfluss der Positionierungskomponente von den Mitmenschen, die mit der zu interpretierenden Situation zu tun haben, abhängen. Die Gewichtungen werden sich also situationsabhängig verändern. Zu diesem ist natürlich zu berücksichtigen, dass auch die eigenen Erfahrungen und Präferenzen einen Einfluss auf die Gewichtung ausüben. Jemand, der Situationen gerne in Bildern veranschaulicht, wird der Bildkomponente mehr Gewicht zuordnen als jemand, der sich im eher abstrakten Bedeutungsbereich zu Hause fühlt. Jedenfalls steht der Deutung ein Cocktail an Interpretationsansätzen zur Verfügung, der sich aus den verschiedensten Quellen speist, die allerdings nie so fein säuberlich auseinanderzuhalten sind, wie die der Anschaulichkeit und Übersichtlichkeit verpflichtete Skizze glauben machen lässt. Tatsächlich sind die Grenzen zwischen den Bereichen lange nicht so scharf und die Bereiche stark ineinander verfließend und einander überlappend.

Für unseren Zusammenhang bedeutsam ist, dass eine angemessene, passende Interpretation einer bestimmten Situation davon abhängt, welche Informationsquellen herangezogen werden oder hier besser: wie diese gewichtet werden. Das gilt natürlich nicht nur für die hier zur Sprache stehenden „internen“ Informationsquellen, die mensch gleichsam immer mit sich herumträgt, sondern genauso für die „externen“, die einem mehr oder weniger beschaffungsaufwendig zur Verfügung stehen. So wie beispielsweise ein/e HistorikerIn vorerst eine Quellensichtung und -gewichtung vornehmen wird, wenn sie/er ein bestimmtes geschichtliches Ereignis beschreiben und interpretieren will, so empfiehlt sich auch für die laufende Situationsinterpretation ein gleichsam quellenkritischer Umgang, um zu einem passenden Urteil und folgend zu einem stimmigen Entscheidungsraum und dann zu einer angemessenen Handlung zu gelangen.

Deutungen, Interpretationen, Urteile aber auch Begriffe kommen auf analoge Weise zustande. Das „Abmischen“ der Informationsquellen, also das Bestimmen, welche Quelle mit welchem Gewicht in die Gesamtdeutung einfließen soll, erinnert sehr an jenen hochkreativen Akt, wo ein/e KünstlerIn ihr/sein werdendes Werk betrachtet und die Stimmigkeit überprüft und so nach und nach ihre/seine vorerst oft nur vage geahnten Vorstellungen auch für andere – genauso wie für sich selbst – anschaulich und fassbar macht. Es hat für mich einen gewissen Reiz, die Wirklichkeit, in der ich lebe, als gestaltbares bzw. formbares (Kunst-)Werk aufzufassen, gesteigert noch dadurch, dass das nur in stetigen und wohlwollenden Dialog mit

Anderen gelingen kann. Und so wie sich von einer „Kunst der Gartengestaltung“ oder einer „Kunst der Wohnraumgestaltung“ sprechen lässt, ist es wohl zulässig von einer „Kunst der Begriffsbildung“ zu sprechen, bzw. gleich von einer „Kunst der Wirklichkeitsgestaltung“, wenn die eigene Wirklichkeit naheliegenderweise als aus Begriffen zusammengesetzt gedacht wird. Der Beherrschung dieser Kunst kommt sogar brisante Bedeutung zu, wenn davon ausgegangen wird, dass z. B. das Menschenbild, der Begriff vom Menschen, den die Menschen jeweils mit sich herumtragen, Entscheidungen mitbestimmt und somit handlungsanleitende Bedeutung bekommt. Oder allgemein: so wie mensch die Welt interpretiert, so verhält sie/er sich auch in ihr.

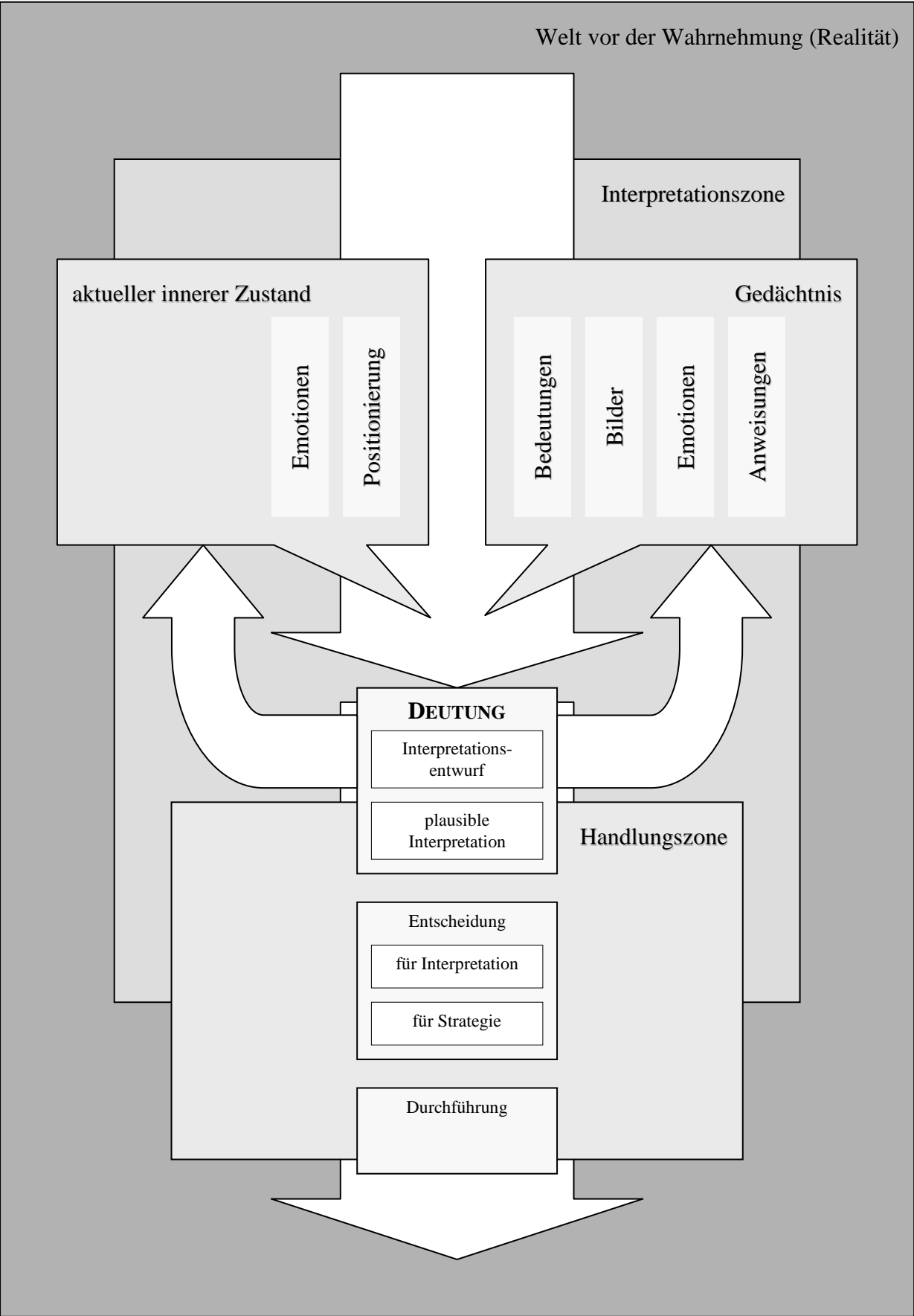
Die Rolle der Widersprüche in diesen Begriffsbildungs- und Situationsdeutungsprozessen ist evident. Sie nehmen – einmal mehr oder weniger bewusst festgestellt – auf die Gewichtung der Quellen entscheidenden Einfluss; sei es, dass sie dazu beitragen, die Gewichtung einer Quelle ins Bedeutungslose zu verschieben, sei es, dass mensch sie als Anlass nimmt, um die bisher zugeordneten Bedeutungen der einander widersprechenden Quellen zu hinterfragen.

Dass die Begriffsbildung eine Art von Kunst oder auch ein Handwerk ist, dass mensch mehr oder weniger geschickt betreiben kann, zeigt das folgende Kapitel, wo der Begriff der „Würde“ behandelt wird, eines alles andere als einfach begrifflich zu fassenden Phänomens.<sup>34</sup>

---

<sup>34</sup> Natürlich ist die Begriffsbildung nicht nur eine rein „interne“ Angelegenheit. Jeder Begriff hat auch seine Geschichte, viele sind jahrhundertlang umkämpft. Besonders interessant ist z. B. die Herausbildung des „Europa“-Begriffs, wie sie z.B. von Jacques le Goff in „Die Geburt Europas im Mittelalter“ (2007) eindrucksvoll geschildert wird.

Abbildung 4: Von der Interpretation zur Entscheidung



### 2.3.3 Ganzheit und Würde

*Wesenheiten werden in der Gegenwart gelebt,  
Gegenständlichkeiten in der Vergangenheit.*

Martin BUBER 1923 (hier 1995, 13)

Ich versuchte ursprünglich hier mit einer Bestimmung von „Würde“ zu arbeiten, die in etwa lautet: „Würde ist mehr als die Summe der Rechte, die ein Mensch für sich selbst in Anspruch nimmt“ – genau analog zu: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“, das Ganze zeigt Qualitäten, die in den Einzelteilen für sich betrachtet nicht enthalten sind.

Auch wenn „Recht“ hier sehr weit gefasst ist und alle Aussagen und Bewertungen subsumiert, denen das Attribut „legitim“ bzw. „illegitim“ zugeordnet werden kann, scheint diese Bestimmung dennoch unzulässig einzuengen. Wie Martin Buber (vgl. 1995) war auch Martin Heidegger diesem Phänomen auf der Spur und hat aufgezeigt, dass sich besonders so etwas wie „Würde“ der Begriffsbestimmung und vor allem der damit meist einhergehenden Vergegenständlichung entzieht: „Das Denken gegen »die Werte« behauptet nicht, daß alles, was man als »Werte« erklärt – die »Kultur«, die »Kunst«, die »Wissenschaft«, die »Menschenwürde«, »Welt« und »Gott« – wertlos sei. Vielmehr gilt es endlich einzusehen, daß eben durch die Kennzeichnung von etwas als »Wert« das so Gewertete seiner Würde beraubt wird. Das besagt: durch die Einschätzung von etwas als Wert wird das Gewertete nur als Gegenstand für die Schätzung des Menschen zugelassen. Aber das, was etwas in seinem Sein ist, erschöpft sich nicht in seiner Gegenständlichkeit, vollends dann nicht, wenn die Gegenständlichkeit den Charakter des Wertes hat“ (HEIDEGGER 1991, 39).

Wenn ich also an der oben gegebenen Bestimmung festhalten wollte, müsste die Betonung entschieden auf das unbestimmte „mehr“ gelegt und die Erwähnung von „Rechten“ bestenfalls als Hinweis, gewissermaßen als Assoziationshilfe aufgefasst werden: „Würde“ hat etwas mit „Rechten“ zu tun, aber sie setzt sich nicht nur aus Rechten zusammen. Mehr als jeder andere Begriff scheint „Würde“ den nicht kalkulierbaren, subjektiven Faktor zu beinhalten, ja diesen *wesensmäßig zu berücksichtigen* und damit einen starken Aspekt der Gegenwärtigkeit zu enthalten – ganz im Gegensatz zu den Rechten, die durch das Wechselspiel von Anspruch und Zuerkennung immer eine Vorgeschichte haben und durch diesen Vergangenheitsbezug vergegenständlicht wurden. Das ist natürlich eine gesuchte und

gewünschte Eigenschaft von Rechten, schließlich sollen sie „halten“, unverändert bleiben, damit mensch sich auf sie verlassen kann, mit ihnen „rechnen“ kann. Sartre schrieb – in eine ähnliche Richtung wie Heidegger zielend – über den Existentialismus, sie sei die einzige Theorie, „die dem Menschen Würde verleiht, die einzige, die ihn nicht zum Objekt macht. Jeder Materialismus hat zur Folge, daß die Menschen, die eigene Person eingeschlossen, als Objekte behandelt werden, das heißt als eine Gesamtheit determinierter Reaktionen, die durch nichts unterschieden ist von einer Gesamtheit von Eigenschaften und Erscheinungen, die einen Tisch oder einen Stuhl oder einen Stein konstituieren“ (SARTRE 2000b<sup>35</sup>, 165).

Bei meinem Bestimmungsversuch stehen sich also absolute Vergegenständlichung und absolute Unbestimmbarkeit krass gegenüber. Bleibt noch das letzte Bestimmungsglied, die Ansprüche, das den Satz eventuell retten könnte. Ansprüche artikulieren sich im Jetzt und sind immer an die Zukunft gerichtet. Damit können sie die mit den Rechten verbundene Vergangenheitsbelastung ausgleichen und die Würde gleichsam wieder ins Jetzt rücken, wo sie ja auch hingehörte, wenn die oben gegebenen Aussagen von Buber, Heidegger und Sartre zusammenschaut werden. Insofern ließe sich Würde als das bestimmen, was in der Vergangenheit Rechte erzeugt hat und zukunftsgerichtete Ansprüche hervorbringt. Aber diese Bestimmung bleibt merkwürdig leer, sagt doch noch wenig über das Wesen von Würde aus.

Natürlich könnte auch der subjektive Faktor noch stärker betont werden und mensch käme zu dem Ergebnis, dass Würde jeweils das ist, was ein Mensch für sich als solches bestimmt. Allerdings ist diese Aussage hochgradig konfliktträchtig, verweist auf das Problem der Freiheit, die an der Freiheit der jeweils anderen ihre Grenzen findet und macht deutlich, dass Würde sehr viel mit sozialer Anerkennung zu tun hat und ohne soziales Umfeld eigentlich nicht denkbar ist. Aus diesem Grund muss vorerst das Verhältnis von Würde und Rechten genauer beleuchtet werden.

---

<sup>35</sup> Hier muss angeführt werden, dass dieser Text zwar sehr zur Verbreitung von Sartres Denken beigetragen hat, zugleich aber sehr vielen Missverständnissen ausgesetzt war. Sartre hat sich später von ihm distanziert. „Als zu stark vereinfachende und einseitige Darstellung des Existentialismus ist er als Einführung in die Philosophie Sartres problematisch“, schreiben die Herausgeber im Vorwort (WROBLEWSKY 2000, 1).

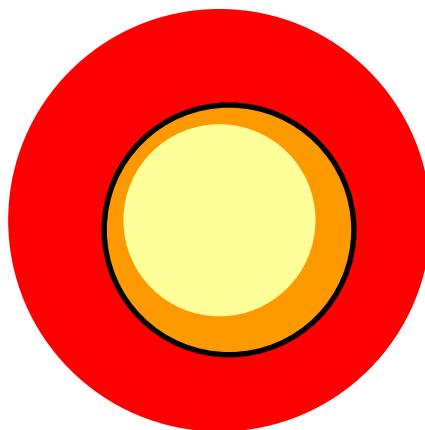
### 2.3.3.1 Würde und Recht

Würde und Rechte werden oft in einem Atemzug genannt. Das ist beispielsweise an höchst prominenter Stelle, nämlich im Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen, so: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen“ – und findet sich ebenso in der Literatur, z. B.: „[...] das Projekt der Aufklärung geht weiter, die utopische Vision der Aufklärung ist ungebrochen: die Entwicklung des mündigen Staatsbürgers, der die eigenen Rechte, die eigene Würde auch dem anderen zugesteht, der solidarisch handelt“ (HANISCH 1994, 16).

Nun berufen sich die Menschenrechte im Artikel 1 zwar auf angeborene Rechte und Würde, dann folgt aber eine Aufzählung von Rechten. Was ist mit der Würde geschehen? Oder sind Recht und Würde verschiedene Bezeichnungen für ein und dasselbe? Oder ist Recht das von außen kommende Zugeständnis und Würde die innere Ausfüllung dieses Zugeständnisses – der Gegenpol zum Recht gewissermaßen?

Das Verhältnis zwischen innerem Anspruch und äußerer Zuerkennung liefert jedenfalls den Stoff aus dem die meisten – wenn nicht alle – Konflikte gemacht sind. Es lassen sich einige Varianten dieses Verhältnisses ausmachen:

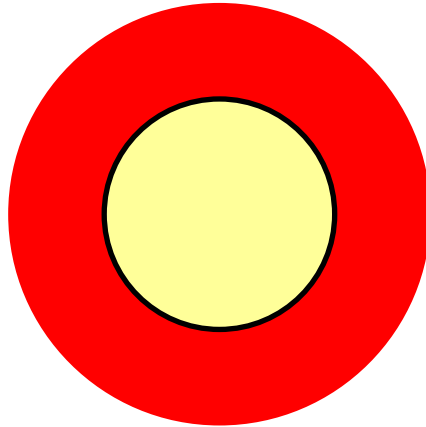
a) Der innere Anspruch übersteigt die äußere Zuerkennung:



Ein Mensch in einer solchen Situation wird sich leicht nachvollziehbar etwas eingeengt fühlen. Sie ergibt sich entweder daraus, weil unser Individuum überzogene Ansprüche stellt, oder, weil ihm sein Umfeld restriktiver als vielleicht notwendig begegnet. Beides hat einen permanenten Konflikt zur Folge und es ist natürlich hochgradig subjektiv, was als überzogen und was als restriktiv bezeichnet wird. Tatsache bleibt, dass der Anspruch (ob berechtigt oder

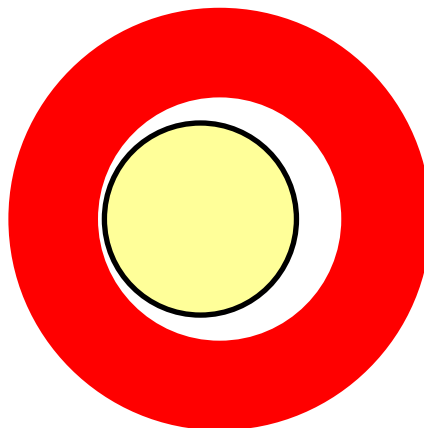
nicht) die Zuerkennung (ob angemessen oder nicht) übersteigt oder aus der entgegengesetzten Perspektive die Anerkennung eines Anspruchs verweigert wird.

b) Der innere Anspruch passt genau in die äußere Zuerkennung:



Das ist natürlich der dauerhaft nie zu erreichende Idealfall. Innerer Anspruch und äußere Zuerkennung treffen sich genau. Paradiesische Zustände: alle sind zufrieden.

c) Der innere Anspruch erreicht die äußere Zuerkennung nicht.



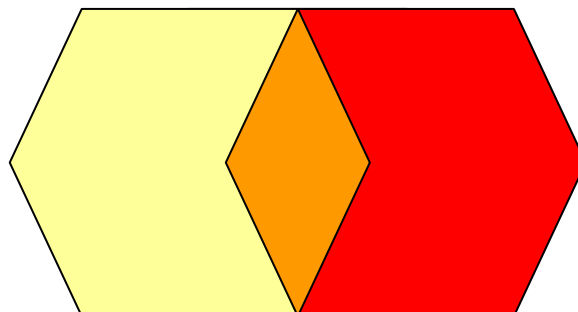
Diese Situation dürfte recht häufig vorkommen. Vielleicht aus Angst übermäßig „anzuecken“ ziehen manche ihre Ansprüche eher zurück, bzw. stellen sie erst gar nicht und können so auch keine Erfahrungen sammeln, wie weit sie eigentlich gehen könnten. Es wäre eine Untersuchung wert, wie viele psychische Probleme dieser Widerspruch schon verursacht hat. Unser Individuum überblickt im Grunde die Situation, überträgt aber beispielsweise früher



gemachte Erfahrungen, die zur gegenwärtigen Situation nicht unbedingt passen müssen, und ist dadurch gehemmt, den inneren Anspruch an die äußere Zuerkennung anzupassen.

Die drei hier beschriebenen Beziehungszustände sind natürlich Idealtypen und aus der Perspektive des Individuums gezeichnet. In der Regel werden Mischformen auftreten und es muss in jedem Fall berücksichtigt werden, dass die äußere Zuerkennung ihrerseits von den Rechtsansprüchen (der Würde?) der Mitmenschen abhängt. Eine Reihe von Permanentkonflikten wird auch dadurch zustande kommen, dass sich die Konfliktpartner nicht darüber einigen können, welcher Zustand vorliegt. Unser Individuum deutet beispielsweise eine bestimmte Situation nach Figur a) während sein Gegenüber nach Figur c) interpretiert, was dazu führt, dass beide dem jeweils anderen Handlungsbedarf zuschreiben und keiner von beiden sich bemüht, Aktionen zu setzen, die den Konflikt beenden könnten. Wenn dabei noch dazu davon ausgegangen wird, dass beide den Konflikt aus der oben skizzierten Individualperspektive betrachten, werden sie ständig aneinander vorbei reden, da sie von verschiedenen *Konfliktgegenständen* sprechen.

Folgende Darstellung versucht dem Rechnung zu tragen, indem sie gleichsam einen Grundriss der Situation zeichnet, wo beide Konfliktpartner als „gleichberechtigt“ erscheinen:



Hier wird jedenfalls sichtbar, dass sich Anspruch und Zuerkennung wechselseitig bedingen. Wenn sich beide Konfliktpartner auf diese Interpretation einigen können, scheint eine Konfliktlösung in greifbare Nähe gerückt. Beiden ist klar, *was* der Konfliktgegenstand ist und dass die Zuerkennung ihres Anspruchs von ihrer Zuerkennung des jeweils anderen Anspruchs abhängt. Im zuvor stattfindenden Klärungsgespräch über den Konfliktgegenstand sollten auch alle Ansprüche ausgeschieden werden können, die nur vermeintlich von der Zuerkennung des Gegenübers abhängen. Auch das ist eine häufige Konflikursache, dass nämlich die Konfliktgegenstände falsch verortet werden, d. h. menschliche Zuerkennung dort erwartet wird, wo sie von Anderen gar nicht gegeben werden kann. Oder umgekehrt, dass ein Anspruch dort

gesehen wird, wo er vom Beanspruchenden gar nicht gemeint ist. Diese Fälle kommen so häufig vor, dass mensch meinen könnte, nicht der eigentliche Konfliktgegenstand ist das Problem, sondern die einvernehmliche Verortung im Vorfeld der Klärung.

Rücken wir nun wieder den Begriff der Würde stärker ins Blickfeld, scheint es etwas befremdlich, diesen mit einem Konfliktgegenstand in Zusammenhang zu bringen und es drängt sich förmlich die Bestimmung auf: „Würde ist die Summe jener Rechtsansprüche, die nicht zur Disposition stehen.“ Das deckte sich auch mit der Beobachtung, dass jeder Versuch doch jene Rechtsansprüche in Frage zu stellen, tiefe Beunruhigung auslöst: „Wenn z.B. in der »Lorenzer Erklärung« von »vorgegebenen Unterschieden an menschlicher Würde« die Rede ist, dann stellt dies für jemanden, dem die prinzipielle rechtsstaatliche Gleichheit der Menschen (die Basis demokratischen Denkens) ein Anliegen ist, eine eklatante Werte-Verletzung dar.“ (ÖTSCH 1995, 3\_distanz.pdf, S. 11, Zitat aus Aula 10/1989, S. 21, zitiert nach GOLDMANN 1990, S. 20).

Die „vorgegebenen Unterschiede an menschlicher Würde“ erinnern zudem frappant an George Orwells politische Fabel „Animal Farm“, die in der bekannte Aussage gipfelt: „All animals are equal – but some animals are more equal than others“ (vgl. ORWELL 1945). Tatsächlich stehen „Würde“ und „Gleichheit“ eng nebeneinander, dürften oft sogar synonym verwendet werden und es erscheint durchaus gerechtfertigt obige Bestimmung um einen Gleichheitsanspruch zu erweitern, womit sich ergibt: „Würde ist die Summe jener Rechtsansprüche, die nicht zur Disposition stehen und auf die alle Menschen unterschiedslos Anspruch haben.“ Oder wie es Walter Ötsch angedeutet hat: „Demokratie lebt von der ungeteilten Würde aller“ (ÖTSCH 1995, 4\_Themen.pdf, S. 6).

Damit sind zwar einige Konditionen bestimmt, aber es ist nichts darüber ausgesagt, anhand welcher Kriterien vereinbart wird, welche Rechtsansprüche nicht zu Disposition stehen, bzw. wer diese Maßstäbe wie setzt. Das ist zwar im Fall der verschiedenen Menschenrechtskataloge relativ einfach nachvollziehbar, es darf dabei allerdings nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich hier „nur“ um staatlicherseits abgegebene Rechtsgarantien gegenüber jenen Menschen handelt, die ihrem Zuständigkeitsbereich zugeordnet sind. Mich interessiert hier aber mehr der alltägliche, zwischenmenschliche Umgang mit Würde, da ich vermute, dass uns das mehr Aufschlüsse in Bezug auf die hier anstehende Betrachtung liefert.

Hier wird auch sofort die Problematik sichtbar: in der erstmaligen Begegnung zweier Menschen treffen auch zwei „Würden“ aufeinander, für die jeweils gilt, dass ihre Inhalte nicht zur Disposition stehen und dass sie für das jeweilige Gegenüber ebenso gelten. Wenn die

beiden nun aber die Inhalte verschieden bestimmt haben, haben sie ein gravierendes Problem. Was der eine als verhandelbar betrachtet, kann für den anderen wie selbstverständlich außer jeder Diskussion stehen und schon der Versuch diese Dinge anzusprechen muss ihm als pure Anmaßung erscheinen.<sup>36</sup> Der Dialog zwischen den beiden wird nur unter Schwierigkeiten gelingen, falls sie es nicht überhaupt vorziehen, einander künftig nicht mehr zu suchen und die Beziehung abubrechen. Es ist wohl keine Frage, dass das in einer pluralistischen Gesellschaft öfter der Fall sein wird als in einer „monokulturellen“, wo eher Gleichklang in den einzelnen Werten herrschen müsste. Bekennt mensch sich zum Pluralismus, muss sie/er sich wohl oder übel mit diesem Problem auseinandersetzen, sonst stehen wir über kurz oder lang vor einer atomisierten Gesellschaft, wo sich etwaige Beziehungen auf reine Funktionalitäten reduziert haben und damit die Menschen bis zur Unkenntlichkeit verdinglicht wurden.

Wir kehren deshalb wieder zum individuellen Ansatz zurück und stellen die Frage: „Wann erklärt bzw. betrachtet ein Mensch einen seiner Rechtsansprüche als nicht (mehr) zur Disposition stehend?“ Die Antwort wird vom jeweiligen Bezugssystem abhängen, in dem sich ein Mensch bewegt, und außerdem wird damit ein Bereich berührt, der auch als „Identität“ bezeichnet werden kann.

### **2.3.3.2 Würde und Identität**

Während meist das als „Identität“ bezeichnet wird, was sich als Antwort auf die Frage: „Wer oder was bin ich?“ einstellt, bezeichnet „Würde“ vielleicht das, was mensch auf die Frage „Was bin ich in Beziehung zu ...?“ bzw. „Was will ich gegenüber anderen sein und behaupten?“ erhält. „Recht“ aus der Perspektive des Individuums bezeichnet schließlich das, was mensch auf die Frage: „Was gestehen mir die anderen zu zu sein?“ im Seinsmodus bzw. „Welche Rechte habe ich gegenüber den anderen?“ im Habenmodus erhält. Natürlich lässt sich auch die Frage nach der Identität im Habenmodus formulieren: „Was habe ich?“, wenn man seine Identität ausschließlich besitzorientiert bestimmen will. Im alltäglich Sprachgebrauch wird die Frage nach der Identität fast ausschließlich im Seinsmodus („Ich bin das und das ...“) beantwortet, die Frage nach den Rechten ebenso ausschließlich im

---

<sup>36</sup> Das selbst dann, wenn beide berücksichtigen, dass die „Voraussetzung aller Rechtssetzung [...] die wechselseitige Anerkennung als Person [ist]. Erst damit wird überhaupt eine rechtliche Beziehung hergestellt. Und erst auf dieser Grundlage lassen sich daher auch rechtliche Ansprüche stellen und begründen“ (MARKO 1995, 184).

Habenmodus („Ich habe diese und jene Rechte ...“). Die Antworten zur Würde liegen offenbar irgendwo in der Mitte. Es kann nun Würde als Zwischenphase zwischen Identität und Recht aufgefasst werden oder als Sammelbegriff, der Identität und Recht zusammenfasst. Da „Würde“ aber offenbar auch die Absichten enthält – das Sein-wollen bzw. Haben-wollen – steht dieser Begriff zum einen – wie schon weiter oben angesprochen – in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Subjekt-Begriff, da die Absichten im Wesentlichen das Unberechenbare und gemeinsam mit der Lebensgeschichte die Einmaligkeit einer Person ausmachen, zum anderen eröffnet sich hier „Würde“ als eine eigene Dimension.

Würden die Fragen, die die Antworten zu Identität, Würde und Rechten liefern, einmal in dieser einfachsten Form formuliert, kann der umgekehrte Weg eingeschlagen und untersucht werden, was sich als Antwort auf die analog mit anderen Modalverben gebildeten Fragen einstellt. Da wäre beispielsweise: „Was kann ich?“ Die Antwort auf diese Frage deutet das kreative Potential einer Person an. Wird der „Kreativität“-Begriff analog wie zuvor Identität, Recht und Würde gebildet, ergibt sich: Kreativität ist das, was sich als Antwort auf die Frage: „Was kann ich?“ in der Bedeutung: „Welche Möglichkeiten habe ich?“ einstellt.

Wird untersucht, ob Korrelationen zu den in Kapitel 2.3.1.3 beschriebenen Wirklichkeitsbereichen bestehen, ergibt sich folgendes Schema:

**Tabelle 8: Korrelationen zwischen Wirklichkeitsbereichen und Modalitäten**

Wirklichkeitsbereich	Eigenperspektive		Fremdperspektive	
	Das Notwendige	Was habe ich?	Besitz/Rechte	Was muss ich?
	Das, was ich habe, macht meinen Besitz aus.		Das, was ich muss, macht meine Pflicht aus.	
Das Mögliche	Was mag ich?	Lust	Was kann ich?	Kreativität
	Das, was ich mag, macht meine Lust aus.		Das, was ich kann, macht meine Kreativität aus.	
Das Unbekannte	Was bin ich?	Identität	Was soll ich?	Glaube
	Das, was ich bin, macht meine Identität aus.		Das, was ich soll, macht meinen Glauben aus.	
Die Anderen	Was will ich?	Würde	Was darf ich?	Rechte

	Das, was ich will, macht meine Würde aus.	Das, was ich darf, macht meine Rechte aus.
--	--	---

„Fremdperspektive“ deshalb, weil sich diese Fragen an ein Anderes richten, während sich die Fragen in der Spalte „Eigenperspektive“ an den Fragesteller selbst richten bzw. nur von diesem gültig beantwortet werden können. Die Antworten auf die Frage „Was soll ich?“ als Glaube zu bezeichnen, ist natürlich nur dann schlüssig, wenn sie an das Unbekannte selbst gerichtet, in das Unbekannte hinein gestellt wird. Außerdem sind in der Tabelle die Fragen jenen Wirklichkeitsbereichen zugeordnet, wo sie die jeweils größte Schlüssigkeit aufweisen. Selbstverständlich könnte mensch z. B. die Frage: „Was kann ich?“ auch z. B. an den Anderen richten, wird dann aber vermutlich die selben Antworten erhalten, wie wenn sie/er gefragt hätte: „Was darf ich?“ Insofern sind die Fragen in der Spalte „Fremdperspektive“ untereinander austauschbar, weil die jeweilige Antwort vom Adressaten abhängt und weniger von den Wörtern, die in der Frage enthalten sind. Das „Notwendige“ kann mir nur sagen, was ich muss; das „Mögliche“ nur das, was ich kann, was möglich ist. Das „Unbekannte“ kann mir *nicht* sagen, was ich zwingend tun muss, es kann mir auch nicht sagen, was möglich ist und ebenso wenig, was mir die Anderen zugestehen, es kann mir nur eine Empfehlung in Form eines „Du sollst ...“ geben. Schließlich können mir die Anderen von ihrer Absicht her nur sagen, was sie mir zugestehen, was ich aus ihrer Perspektive „darf“, wo sie zustimmen, was sie zulassen können.

Während also die Antworten auf die Fragen in der Spalte „Eigenperspektive“ sehr wohl von den verwendeten Wörtern abhängen, schließlich bin ich bei allen selbst der Adressat, ich beziehe mich nur jeweils auf einen anderen Wirklichkeitsbereich, sind die Fragen in der Spalte „Fremdperspektive“ untereinander austauschbar, weil das Ergebnis vom jeweiligen Adressaten abhängt.

Ganzheitlich betrachtet erhält mensch vielleicht einen Hinweis, was „Würde“ sein könnte, wenn der Versuch unternommen wird, die Antworten auf alle acht Fragen zusammenzuschauen. „Würde“ im ganzheitlichen Sinn ist so eine Bedeutungsüberlagerung von Besitz, Lust, Identität, Würde im politischen Sinn, Pflicht, Kreativität, Glaube und Rechten. In dieser Vielschichtigkeit liegt wohl die ungemein schwierige Handhabung des Begriffs – und die Versuchung ist verständlicherweise groß, Einzelkomponenten bewertend festzuhalten und so die Würde ihrer Würde zu berauben. Demnach setzt sich Würde im politischen Sinn aus den individuellen Absichten zusammen, wohingegen Würde im ganzheitlichen Sinn allen hier aufgezählten Bestimmungskomponenten Gewicht gibt.

### 2.3.3.3 Würde und Diskriminierung

„Nicht der Gebrauch der Macht oder die Gewohnheit zu gehorchen erniedrigt den Menschen, sondern nur der Gebrauch einer Macht, die er für illegitim, und der Gehorsam gegenüber einer Macht, die er für angemäÙt und tyrannisch hält“ (TOCQUEVILLE 1985, 23). Auch wenn Tocqueville keine böse Absichten unterstellt werden soll, enthält dieser Satz doch einen gewaltigen Zynismus, da tendenziell nicht der Gebrauch oder Missbrauch von Macht thematisiert wird, sondern deren Interpretation. Kurz gefasst lieÙe sich daraus schließen: „Ich kann meine Macht solange einsetzen, solange es mir gelingt, die »Machtunterworfenen« davon abzuhalten, sie als illegitim zu interpretieren.“ Auch der neoliberale Ansatz mit seinem rein selbstbestimmten Begriff von Würde und der ausschließlichen Selbstverantwortlichkeit der Menschen *ohne* ein umfassendes Aufklärungskonzept zeigt sich hier mit aller Konsequenz und es muss schon an Tocqueville die Frage gestellt werden: Liegt nur dann eine Erniedrigung bzw. Entwürdigung vor, wenn sich die Betroffenen dessen bewusst sind? Was ist, wenn sich dieses Bewusstsein erst im Nachhinein einstellt? War es dann trotzdem keine Erniedrigung? Dann wäre z. B. jede/r Bestohlene nicht in dem Augenblick, da sie/er bestohlen wird, die/der Erniedrigte sondern erst in dem Augenblick, da sie/er den Diebstahl bemerkt?

Mag sein, dass Tocqueville seiner Hypothese ein seiner Zeit durchaus entsprechendes statisches Menschenbild zugrunde gelegt hat. Sobald mensch dem Menschen aber eine Prozesshaftigkeit und Entwicklungsfähigkeit zugesprochen hat, ist dieser Satz so nicht mehr haltbar. Er muss umformuliert werden nach: „Der Gebrauch einer Macht, die ein Mensch für illegitim hält oder halten wird, erniedrigt ihn.“ Oder in anderen Worten: „Die Durchführung eines Vorhabens, das die jeweils Betroffenen nicht legitimieren oder bei voller Aufklärung nicht legitimieren werden, entwürdigt diese.“ Demnach käme dem jeweiligen Täter volle Aufklärungspflicht zu, was wohl auch Tocqueville geahnt und die damit verbundenen Schwierigkeiten bejammert hat: „Es ist, ich gestehe es, schwer, das Mittel anzugeben, durch das man ein dumpfes Volk aufrütteln kann, um ihm die Leidenschaften und die Erkenntnisse zu geben, die es nicht hat; Menschen davon zu überzeugen, daß sie sich um ihre Angelegenheiten kümmern sollen, ist, ich verkenne es nicht, ein schwieriges Unterfangen“ (TOCQUEVILLE 1985, 68). Oder: „Wie soll man die Menge, die nicht gelernt hat, sich der Freiheit im Kleinen zu bedienen, dazu bringen, sie im Großen zu ertragen?“ (TOCQUEVILLE 1985, 76). Andererseits hieÙe es, den Menschen ihre Würde zu nehmen, entließen sie ihre Mitmenschen aus der zugehörigen Verantwortung.

### 2.3.4 Ganzheit und Beziehung

*Das Denken überwindet die Metaphysik nicht, indem es sie, noch höher hinaufsteigend, übersteigt und irgendwohin aufhebt, sondern indem es zurücksteigt in die Nähe des Nächsten.*

Martin HEIDEGGER (1991, 42)

In diesem Kapitel soll zunächst untersucht werden, was unter „Beziehung“ verstanden werden kann, und daraufhin, was das mit Ganzheit zu tun haben könnte. Mit „Beziehung“ wird alltagssprachlich in der Regel ein recht inniges Verhältnis zwischen zwei Menschen bezeichnet, einerseits in Form einer meist gegengeschlechtlichen „Liebesbeziehung“, andererseits – hier vielleicht weniger innig – in Form von Bekanntschaften, auf die zurückgegriffen werden kann, um ein bestimmtes Vorhaben zu verwirklichen. Während Ersteres eher emotional konnotiert ist, konnotiert Zweiteres eher funktional.

Aus konstruktivistischer Perspektive wird eine Beziehung wesentlich von jenem Teil der individuellen Wirklichkeitslandschaft mitbestimmt, der sich aus der konkreten Begegnung mit dem anderen Menschen und der damit einhergehenden Reflexion konstruiert hat. Bei einem stark vergangenheitsbezogenen Interpretationsverhalten beispielsweise wird die Kommunikation mit dem Beziehungspartner eher zum Selbstgespräch, weil mehr auf das eigene Konstrukt der Beziehung bzw. auf die interne Repräsentanz, die interne Abbildung des Beziehungspartners Bezug genommen wird, als auf den eigentlichen Beziehungspartner selbst. Menschen mit diesem Interpretationsverhalten unterhalten sich sozusagen mehr mit der selbst produzierten Abbildung des Beziehungspartners als mit diesem selbst. Da dieses Phänomen sehr häufig vorkommt und dementsprechende Konflikte produziert (die Beziehungspartner fühlen sich nachvollziehbar unverstanden oder falsch eingeschätzt), nicht selten sogar zum Beziehungsabbruch führt, gilt gerade in einer Beziehung wie wohl kaum in einem anderen Bereich, dass das Konstrukt über eine Beziehung, bzw. über den Anderen, zwar unumgänglich, aber doch immer wieder in Frage zu stellen ist. Und zwar nicht in erster Linie deshalb, um die bisherige Repräsentanz zu bestätigen und damit zusätzlich zu untermauern, sondern vielmehr deswegen, um dem Beziehungspartner gewissermaßen eine

„Chance“ zu geben und die zugehörige interne Repräsentanz zu aktualisieren bzw. neu zu formulieren. Andererseits ist wohl eine erste Erwartung, die an eine Beziehung gestellt wird, dass sie „hält“ – dass sie hält, was sie verspricht, bzw. dass das eintritt, was mensch sich von ihr erwartet. Der Wunsch, das Konstrukt über eine Beziehung möglichst unumstößlich zu befestigen, ist also verhältnismäßig stark und es gelingt selbst bei bester Absicht nur selten, den Anderen aus der eigenen „konstruktiven Umklammerung“ völlig freizugeben und das Bedürfnis nach Stabilität ausschließlich in sich selbst zu befriedigen<sup>37</sup>.

Grundlage einer gelingenden zwischenmenschlichen Beziehung – wo also die Beteiligten das Gefühl haben ausreichend verstanden zu werden und beabsichtigen, die Beziehung weiter zu führen – ist ein konsensueller Kern in den individuellen Wirklichkeiten, also gewissermaßen ein Überlappungsfeld der Wirklichkeiten, wo Bewertungslandschaft und Interpretationsweise annähernd gleichlautend sind oder zumindest wechselseitig einfach nachvollzogen werden können. Oder aus der individuellen Perspektive betrachtet: Hat mensch sich die wesentlichen Zusammenhänge eines bestimmten Wirklichkeitsbereiches verbindlich gemacht, kann sie/er relativ einfach auch eine Verständigung zu anderen in diesem Bereich „tätigen“ Menschen aufbauen.

Eine wesentliche Voraussetzung, um eine Beziehung einigermaßen gewaltfrei gestalten zu können, ist – vor allem bei stärker differierenden Ausgangslagen und biographischen Hintergründen – zudem ein gewisses konstruktivistisches Verständnis der PartnerInnen. Also zumindest die Einsicht, dass die/der jeweils andere einen vom eigenen unterschiedenen Interpretationsapparat benutzt und dementsprechend Missverständnisse die Regel denn die Ausnahme sind.<sup>38</sup>

---

<sup>37</sup> Vgl. dazu auch die folgenden Kapitel

<sup>38</sup> Zu dem Ergebnis gelangte auch Gerhard Roth. Er schreibt über Verstehen bzw. Missverstehen: „Verstehen im engeren Sinne hängt von spezifischen konsensuellen Bereichen ab, nämlich von der Erziehung, die ich genossen und mit der ich mir Stücke von Weltbildern angeeignet habe, und schließlich von den individuellen Erfahrungen, die ich gemacht habe. In dem Maße, in dem ich diese immer spezifischer werdenden konsensuellen Bereiche mit anderen Menschen teile, *versteh*e ich mich mit ihnen, d. h. ich ordne bestimmten Signalen (meist Worte, aber auch Mimik und Gesten sowie Gebräuche) dieselben Bedeutungen zu. Mißverstehen ist das Fehlen solcher gemeinsamer Bedeutungszuordnungen. Verstehen und Mißverstehen hängen also nur wenig von unserem guten Willen ab, sondern vor allem davon, wie viel oder wie wenig wir an gemeinsamem Vorwissen und gemeinsamer Vorerfahrung mitbringen. Verstehen stellt besondere Anforderungen, Mißverstehen nicht. *Mißverstehen ist daher der Normalfall, Verstehen hingegen der Sonderfall.* Das Schwierige am Verstehen ist, daß wir das Vorhandensein und das Ausmaß konsensueller Bereiche nicht unmittelbar erkennen. Das Wissen darüber, ob und



Die Existenz konsensueller Kerne als Ausgangsbasis gemeinsam mit dem angesprochenen konstruktivistischen Verständnis sind Voraussetzung um mittels Dialog die konsensuellen Kerne zu vergrößern bzw. nicht-konsensuelle Bereiche zumindest betrachten, eine Bestandsaufnahme des Konfliktmaterials durchführen zu können. Damit können auch bisher geltende Wirklichkeitskriterien hinterfragt werden. – Eines dieser Wirklichkeitskriterien findet sich beispielsweise so beschrieben: „all das, worauf man in der »Außenwelt« hinweisen kann, so daß andere es sehen und bestätigen können, verdient unser Vertrauen, während das, was einer aus »seinem Seelenleben« berichtet, völlig unglaubwürdig ist“ (PERLS u. a. 1996, 23).

#### **2.3.4.1 Über die Bedeutung von „Beziehung“**

Dieses von Frederick Perls um die Mitte des 20. Jahrhunderts angeprangerte Phänomen, das hier das Individuum betrifft, findet sich einige Jahre später ins Allgemeine gewendet auch bei Herbert Marcuse: „Die gegenwärtige Gesellschaft scheint imstande, einen sozialen Wandel zu unterbinden – eine qualitative Veränderung, die wesentlich andere Institutionen durchsetzen würde, eine neue Richtung des Produktionsprozesses, neue Weisen menschlichen Daseins. Die Unterbindung sozialen Wandels ist vielleicht die hervorstechendste Leistung der fortgeschrittenen Industriegesellschaft“ (MARCUSE 1998, 14). Aber schon in den frühen zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts stellte Martin Buber fest, dass „unter dem Begriff des Sozialen [...] zweierlei Grundverschiedenes verquickt [wird]: die sich aus der Beziehung aufbauende Gemeinschaft und die Massierung beziehungsloser Mensch-Einheiten, die handgreiflich gewordene Beziehungslosigkeit des modernen Menschen“ (BUBER 1995, 102f).

Die völlige Unglaubwürdigkeit der aus dem rein Persönlichen stammenden Mitteilung, die Unterbindung sozialen Wandels als vielleicht hervorstechendste Leistung der fortgeschrittenen Industriegesellschaften und die handgreiflich gewordene Beziehungslosigkeit des modernen Menschen – alle drei Beobachtungen (und diese Liste ist wohl beliebig fortsetzbar) lassen sich auch als Hilferufe lesen: Es sind bedrohliche Entwicklungen im Gange, die an der Entwertung und damit verbundenen Ausdünnung von Beziehungen erkannt werden. Der Bedeutungsverlust von Beziehung wird beklagt. Worin

---

inwieweit man sich versteht, muß ebenso durch Versuch und Irrtum in *selbstreferentieller* Weise ausgelotet werden wie Bedeutung. Ich teste mit jedem Satz und jeder Geste, ob mein Partner mich verstanden hat oder nicht, und er tut dies genauso (gleichgültig, ob dies bewußt oder – wie meist – unbewußt geschieht)“ (ROTH 1998, 336).

eine wesentliche Bedeutung von Beziehung liegen könnte, hat beispielsweise Hermann Heller beschrieben: „Das einzelne Subjekt bleibt Erkenntnismittelpunkt und Aktzentrum der gesellschaftlichen Wirklichkeit; aber es wird und ist das nicht als isolierte, fensterlose Monade, sondern nur in seiner Wechselbezogenheit mit anderen Subjekten, so daß das Ich ohne korrelates Du, die sich beide erst gegenseitig erwecken, gar nicht gedacht werden kann. Ein Aufbau der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus »inselhaft getrennten Ichs« mittels »Beziehungen« oder »Wechselwirkungen« ist allerdings unmöglich. Nur durch den dialektischen Charakter des Ichbegriffs, der den Gegensatz, Substanz und Relation überwindet, ist es möglich, das Subjekt in die gesellschaftliche Wirklichkeit als wirkend und bewirkt hineinzustellen, ohne es zu einer Substanz zu verfestigen und die gesellschaftliche Wirklichkeit damit in Relationen zu funktionalisieren“ (HELLER 1983, 73, zitiert bei MARKO 1995, 132).

Diese „Erweckung“ des Ich durch das Du und umgekehrt ist wohl als *die* grundlegende Bedeutung von Beziehung ansprechbar, wobei hier unter „Beziehung“ im Wesentlichen das verstanden wird, was Heller im obigen Zitat als „Wechselbezogenheit mit anderen Subjekten“ bezeichnet hat. Die Vorstellung einer Ansammlung von „ichlosen“ Individuen liefert ein trost- und hoffnungsloses Bild und ist ebenso wenig als real zu erreichende Zielvorstellung denkbar wie eine Welt mit nur einem einzigen Individuum, wo die Konstruktion eines „Ich“-Begriffs bedeutungslos wäre. Sobald unterschieden werden kann zwischen einem Eigenem und einem Fremden, zwischen eigenen Absichten und den Absichten anderer, zwischen einer eigenen Geschichte und den Geschichten anderer, liegt auch eine unaustauschbare Identität, eine einmalige Würde im vorhin erarbeiteten ganzheitlichen Sinn vor und es macht Sinn einen „Ich“-Begriff einzuführen. Ja, es wird sogar zur Notwendigkeit, wenn Absicht und Geschichte in einen gemeinsamen Bezugsrahmen gestellt werden, um nicht zu sagen: gestellt werden müssen, da eine geschichtslose Absicht ebenso wie eine absichtslose Geschichte im Grunde nicht menschlich denkbar ist bzw. im ersten Fall mit hoher Wahrscheinlichkeit ergebnislos und somit entlarvend unerfüllt und im zweiten Fall merkwürdig schal und bedeutungslos bleibt, ohne sinnstiftenden Zusammenhang. „Erzählungen sind mehr als einfache Chroniken von Geschehnissen; sie gestalten die Bewegung der Zeit, sie stellen Gründe bereit, warum gewisse Dinge geschehen, und sie zeigen die Konsequenzen“ (SENNETT 1998, 36).

Es lässt sich demnach feststellen, dass Gedächtnis, Absicht *und* das unterscheidbare Andere einander bedingen, eines ohne die anderen unwirksam – d.h. für eine individuelle Wirklichkeit bedeutungslos – bleiben muss und *die Bedeutung von Beziehung eben darin*

*liegt, dass sie in jeder Hinsicht Bedeutung stiftet.* Das gilt auf jeder Komplexitätsebene – egal ob nun drei Punkte in Beziehung zueinander gesetzt werden und die Bedeutung „Dreieck“ dadurch gestiftet wird oder ob sich zwei Menschen miteinander in Beziehung setzen und so ihrem Miteinander-Sein *und* damit sich selbst *und* dem Anderen Bedeutung verleihen.

Dabei macht es wohl einigen Unterschied, wie viel von sich die Beteiligten in Beziehung setzen wollen bzw. können und welchen Anteilen von sich sie damit Bedeutung verleihen. Ich kann beispielsweise meiner/m BeziehungspartnerIn signalisieren, dass ich, außer dass ein bestimmtes Vorhaben gelingt, weiter nicht an ihr/ihm interessiert bin und dementsprechend nur jenem Teil ihrer/seiner Persönlichkeit Bedeutung verleihe, die ich zur Verwirklichung meines Vorhabens benötige. In krassen Fällen dieser eindimensionalen Form des „In-Beziehung-Tretens“, wie Vergewaltigung, Missbrauch, Nötigung etc. wird besonders sichtbar, wie problematisch, hier schon: entwürdigend es ist, wenn aus dem Gesamtspektrum eines Seins nur ein Teil herausgenommen wird und so auf Kosten der anderen Bedeutung gewinnt.

#### ■ **Kurzer belletristischer Einschub zur Faszination von Bedeutung**

Warum fasziniert Bedeutung? Völlig gefangen genommen von dieser Fragestellung sitze ich im „Johann Nestroy“ Richtung Klagenfurt und suche die Landschaft nach Bedeutung ab, um Ansatzpunkte zur Beantwortung dieser Frage zu finden. Schnell werde ich fündig, ja finde einen derartigen Bedeutungsreichtum, dass ich mich kaum erwehren kann. Hier eine Straße, dort ein Tunnel, dann die vielen Häuser, Wohn- und Werkstätten. Dahinter sehe ich Menschen, die die Straße errichtet, den Tunnel ergraben, die Häuser erbaut haben und jetzt ihr Leben in diesen verbringen. Sie alle haben ihr Leben, ihre Geschichte mit diesen Bauwerken verknüpft. In ihren Geschichten spielen die Dinge bzw. die Umstände ihrer Entstehung eine entscheidende und gewichtige Rolle. Durch sie bzw. durch die ihnen zugrunde liegenden Absichten bekommt ihre persönliche Geschichte Bedeutung, um nicht zu sagen: Sinn. –

Wir sind also wieder bei den Absichten angelangt. Ins Geschehen tretend mit einem Neuanfang im Sinne Hannah Arendts, also unvorhersehbar und damit unberechenbar, müssen sie wohl als letzte sinnstiftende Instanz angesprochen werden, bzw. als erste die unserer Wahrnehmung und unserem Erfassungsvermögen zugänglich ist. Insofern geben die Absichten die kleinstmöglichen Bausteine einer gesellschaftlichen Wirklichkeit ab. Eine

Bestandsaufnahme der gesellschaftlichen Wirklichkeit begönne mit der Erfassung der menschlichen Absichten. Dazu ist es nicht sinnvoll ein „Vor-der-Absicht“ anzunehmen – es kann wieder nur eine Absicht mit ihrem unvorhersehbaren Neubeginn gewesen sein.

Absichten stiften Sinn. Allerdings nicht meine eigene Absicht für sich alleine genommen, sondern erst durch Gegenüberstellung und wertschätzenden, nicht abwertenden Vergleich und die Zusammenschau mit den Absichten anderer. Es geht dabei auch nicht um die Bewertung der Absichten, sondern nur um die Bewertung als Absicht. Den LebenssinnsucherInnen kann nur geraten werden, sich mit ihren eigenen und mit den Absichten anderer auseinanderzusetzen bzw. diese aufzusuchen. Doch wir haben noch keine Antwort auf die Frage nach der Faszination von Bedeutung. Bedeutungen werden im Jetzt erstellt bzw. im Jetzt erinnert. Insoferne ist einmal eine Bedeutung von Bedeutung die zumindest tendenzielle „Rückholung ins Jetzt“, also dorthin, wo letztlich auch die Entscheidungen fallen bzw. zu treffen sind. Bedeutungen sind außerdem der spezifische Beitrag denkender Wesen zur Gesamtheit des Universums. Wer oder was trägt sonst noch Bedeutung in diese Welt? Neuronale Netze zeichnen sich in ihre Funktionsweise ja gerade dadurch aus, dass sie durch das In-Beziehung-Setzen an sich möglicherweise unzusammenhängende Teile bzw. durch das Auseinanderdifferenzieren einer Ganzheit Verknüpfungen herstellen, die es ohne sie so nicht in dieser Welt geben würde.

Vielleicht bekommt auch nur einfach alles, was mensch versteht, Bedeutung – und das Faszinosum liegt im Verstehen, im Begreifen, im Überblick, im Gefühl, sich einer Situation gewachsen zu fühlen. Auch insoferne ist das Herstellen von Bedeutung ein Erfolg: Ich fühle mich der Verwirklichung meiner Absicht ein Stück näher gekommen – schon wieder „Absicht“. Ohne Absicht keine Bedeutung. Ohne Geschichte keine Absicht. Ohne die Anderen keine Geschichte. Ohne Bedeutung keine Anderen? Zumindest keine Anderen in meiner eigenen Wirklichkeit – indem etwas für mich bedeutsam wird, wird es erst Bestandteil meiner Wirklichkeit.

Der Eilzug zieht ruhig durch die Landschaft. Es beginnt zu schneien...

Damit liegt es auf der Hand, dass Beziehungen, die große Bereiche der Wirklichkeit des Anderen ausblenden umso unbefriedigender sein müssen, je umfassender diese Ausblendung ist. Die Bedeutung die ein Individuum diesen Bereichen für sich gegeben hat, erfährt nicht die

letztlich notwendige Bestätigung durch die Anderen. Es steht vor der Wahl, entweder die Bedeutungen zu hinterfragen – mit der Perspektive sie an die vermittelte Bedeutungslandschaft des Anderen anzupassen, womit natürlich die eigene Geschichte und die eigenen Absichten verleugnet werden würden – oder dem anderen die eigene Bedeutungslandschaft mitzuteilen, was unter Umständen im Anderen eben diesen Hinterfragungsprozess auslöst. Im Alltag werden Begegnungen, die diese Aussichten in sich tragen, wohl in der Regel auf ein absolutes Minimum reduziert. Mensch setzt sich dieser „Gefahr“ nur aus, wenn es nicht anders geht. Oder sie/er sucht sie ganz bewusst mit der Absicht, sich selbst weiterzuentwickeln; oder im Vertrauen darauf, dass sie/er über ausreichend „Definitionsmacht“ verfügt – „Identitäten *wie* Differenzen werden in politischen Prozessen ausgehandelt: es kommt daher darauf an, welche Beziehungen Differenzen bilden und wer diese Beziehungen definiert“ (MARKO 1995, 172).

#### **2.3.4.2 Beziehung und „Ich“**

In der Literatur finden sich verschiedene Zugänge zu Beziehung. Ein naheliegender und dementsprechend häufig genutzter ist natürlich der Zugang über das Ich. Die Anderen werden dabei als notwendig, nützlich bzw. unentbehrlich entdeckt, wie beispielsweise bei Berger und Luckmann: „Ich bin allein in der Welt meiner Träume. Aber ich weiß, daß die Alltagswelt für andere ebenso wirklich ist wie für mich. Tatsächlich kann ich in der Alltagswelt nicht existieren, ohne unaufhörlich mit anderen zu verhandeln und mich mit ihnen zu verständigen“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 25f); Oder in der philosophischen Sprachwelt Sartres: „Um zu irgendeiner Wahrheit über mich zu gelangen, muß ich durch den anderen gehen. Der andere ist für meine Existenz unentbehrlich, wie übrigens auch für die Kenntnis, die ich von mir selbst habe“ (SARTRE 2000b, 166). Es eröffnet sich damit eine Welt, „die wir Inter-Subjektivität nennen werden, und in dieser Welt entscheidet der Mensch darüber, was er ist und was die anderen sind“ (SARTRE 2000b, 166).

Ein stimmiges Verhältnis zu sich selbst wird als Voraussetzung für eine gelingende Beziehung betrachtet: „Wenn man ein gestörtes Verhältnis zu sich selbst hat, sind alle zwischenmenschlichen Verhältnisse ebenfalls gestört. Jemand lebt dauernd auf schlechtem Fuße mit sich selbst, wenn er gewohnheitsmäßig immerzu abschätzt, was an ihm dran ist, sich bewertet und, aufgrund vergleichender Urteile, die ganze Zeit über mit der Kluft zwischen seinen wirklichen Leistungen und dem, was seinen hochfliegenden Ansprüchen gemäß wäre, beschäftigt ist“ (PERLS u. a. 1996, 159). Zu dieser Stimmigkeit in der Selbsteinschätzung gehört natürlich auch das Bewusstsein über die eigenen Absichten und die eigene Geschichte,

denn „letztlich können die privaten Rechtssubjekte nicht in den Genuß gleicher subjektiver Freiheiten gelangen, wenn sie sich nicht selbst, in gemeinsamer Ausübung ihrer politischen Autonomie, über berechnete Interessen und Maßstäbe klarwerden und auf die relevanten Hinsichten einigen, unter denen Gleiches gleich und Ungleiches ungleich behandelt werden soll“ (HABERMAS 1992, 12, zitiert bei MARKO 1995, 184). Außerdem erweist sich die „wahrhaft selbständige Person [...] als keineswegs so unabhängig, wie es kulturelle Stereotypen voraussetzen“, unterstreicht der Psychologe John Bowlby diese These. Im Erwachsenenleben ist eine „in gesundem Sinne selbständige Person“ in der Lage, sich auf andere zu stützen, „wenn die Situation es erfordert“ (BOWLBY 1973, 359).

### **2.3.4.3 Beziehung und „Du“**

Mit der Rolle des „Du“ in einer Beziehung hat sich Martin Buber spätestens 1923 beschäftigt. Er sieht das Ich des Menschen als ein zwiefältiges, je nachdem welches „Grundwort“ es spricht. „Das eine Grundwort ist das Wortpaar Ich-Du. Das andre Grundwort ist das Wortpaar Ich-Es [...] Das Grundwort Ich-Du kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. Das Grundwort Ich-Es kann nie mit dem ganzen Wesen gesprochen werden“ (BUBER 1995, 3). Ohne Kritik an den im vorigen Abschnitt zitierten Autoren üben zu wollen, haben sie doch fast durchwegs den Anderen in das Grundwort Ich-Es gestellt, ihn als für das Ich – wenn auch höchst bedeutsam – tendenziell funktionalisiert. Buber meint allerdings, man könne erst dann von Beziehung sprechen, wenn die Bezugnahme auf den Anderen im Ich-Du-Modus erfolgt: „Die Welt der Erfahrung gehört dem Grundwort Ich-Es zu. Das Grundwort Ich-Du stiftet die Welt der Beziehung“ (BUBER 1995, 6). Er bringt – und das ist höchst bemerkenswert – den subjektiven Faktor des Anderen ins Spiel: „Stehe ich einem Menschen als einem Du gegenüber, spreche das Grundwort Ich-Du zu ihm, ist er kein Ding unter Dingen und nicht aus Dingen bestehend“ (BUBER 1995, 8), um schließlich die Problematik im Umgang mit Ganzheiten wunderbar zu umschreiben: „Wie die Melodie nicht aus Tönen sich zusammensetzt, der Vers nicht aus Wörtern und die Bildsäule nicht aus Linien, man muß dran zerren und reißen, bis man die Einheit zur Vielheit zubereitet hat, so der Mensch, zu dem ich Du sage. Ich kann die Farbe seiner Haare oder die Farbe seiner Rede oder die Farbe seiner Güte aus ihm holen, ich muß es immer wieder; aber schon ist er nicht mehr Du“ (BUBER 1995, 9).

War der oben beschriebene Zugang zu Beziehung über das Ich eher funktionell konnotiert, konnotiert dieser Zugang über das Du eher emotionell. Es liegt nahe von Liebe zu sprechen: „Sich einer »Sache« oder einer »Person« in ihrem Wesen annehmen, das heißt: sie lieben: sie

mögen. Dieses Mögen bedeutet, ursprünglich gedacht: das Wesen schenken. Solches Mögen ist das eigentliche Wesen des Vermögens, das nicht nur dieses oder jenes leisten, sondern etwas in seiner Herkunft »wesen«, das heißt sein lassen kann“ (HEIDEGGER 1991, 8). Oder auch von Hass: „Solange die Liebe »blind« ist, das heißt: solange sie nicht ein *ganzes* Wesen sieht, steht sie noch nicht wahrhaft unter dem Grundwort der Beziehung. Der Haß bleibt seiner Natur nach blind; nur einen Teil eines Wesens kann man hassen“ (BUBER 1995, 16).

#### **2.3.4.4 Beziehung als Chance**

„Homo faber und homo oeconomicus – frühe Leitbilder neuzeitlicher Rationalität – sind an fühlbare Grenzen gestoßen. Homo mimeticus – Menschen als Beziehungswesen, als dramatische Akteure in Rivalitäten, Gewalteskalationen und Gewaltregulierung – gibt ein realistischeres und praktikableres Menschenbild“ (KITZMÜLLER 1995, 106). Allerdings benötigen Beziehungen Zeit, um sich entwickeln zu können, und es ist „die Zeitdimension des neuen Kapitalismus, mehr als die High-Tech-Daten oder der globale Markt, die das Gefühlsleben der Menschen außerhalb des Arbeitsplatzes am tiefsten berührt. Auf die Familie übertragen bedeuten diese Werte einer flexiblen Gesellschaft: bleib in Bewegung, geh keine Bindungen ein und bring keine Opfer“ (SENNETT 1998, 29). Wie kann ein Mensch die „familiären Beziehungen vor dem auf Kurzfristigkeit basierenden Verhalten, der Diskussionswut und vor allem dem Mangel an Loyalität und Verbindlichkeit schützen, welche die moderne Arbeitswelt kennzeichnen? [...] Wie sind dauerhafte soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten? Wie kann ein Mensch in einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht, seine Identität und Lebensgeschichte zu einer Erzählung bündeln?“ (SENNETT 1998, 31). Kitzmüllers Homo mimeticus scheint vor diesem Hintergrund doch nicht so realistisch und schon gar nicht praktikabel, bzw. nur für jene praktikabel, die auf Beginn, Verlauf und vor allem Ende einer Beziehung überproportional Einfluss nehmen können. Er schreibt auch selbst, dass „Menschen ebenso wie »Natur«, wenn sie zu Ausbeutungsobjekten reduziert werden, [...] nicht als Partner von Vereinbarungen und als Orientierungsmarken wahrgenommen werden [können]. Die Chance zu einer durch Vereinbarung und geordnetes Herstellen lebenswert gemachten Welt kann nicht erkannt, geschweige denn genutzt werden“ (KITZMÜLLER 1995, 110). Homo mimeticus hätte also nur in einer Umgebung eine Chance, ist dort praktikabel, wo sich Menschen nicht selbst bzw. wechselseitig von vorneherein zu Ausbeutungsobjekten reduzieren.

Nichtsdestotrotz bleibt Homo mimeticus als Leitbild faszinierend, setzt er doch ein Bewusstsein darüber voraus, was Berger und Luckmann so beschreiben: „*Zusammen*

produzieren die Menschen eine menschliche Welt mit der ganzen Fülle ihrer sozio-kulturellen und psychologischen Gebilde. [...] Gesellschaftsordnung ist weder biologisch gegeben noch von irgendwelchen biologischen Gegebenheiten ableitbar“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 54f). Eine menschliche Welt an deren Gestaltung ein Mensch nicht oder nicht ausreichend partizipieren konnte, muss ihr/ihm fremd bleiben und sie/er bleibt selbst Fremdkörper in ihr, schließlich weiche ich „eher von Programmen ab, die einem andere aufgestellt haben, als von solchen, an deren Aufstellung man selbst beteiligt war“ (BERGER/LUCKMANN 1980, 66). Stellt mensch also demokratische und menschenrechtliche Ansprüche an sich und seine Gesellschaft, ist der Homo mimeticus als Leitbild eine unbedingte politische Forderung. Sie/Er ist sich ihrer/seiner Beziehungshaftigkeit bewusst und weiß, dass die Welt, in der sie/er agieren muss, letztlich nur durch Vereinbarungen das notwendige Minimum an Dauerhaftigkeit erlangt.

Dass Vereinbarungen eine immense Bedeutung für die beteiligten Individuen haben, legt auch der Konstruktivismus nahe. *Wahrheiten* – so schlussfolgert beispielsweise Gerhard Roth – „beruhen auf Vereinbarungen zwischen Menschen. Diese Vereinbarungen mögen sehr eng oder sehr weitgehend sein, sie mögen von uns bewußt vollzogen werden oder von uns völlig unbewußt übernommen sein. Sie bestimmen darüber, welchen Inhalt ich einer Aussage zuordne“ (ROTH 1998, 356). Die vereinbarten Wirklichkeitsinhalte werden so sehr für wahr genommen, dass mensch ihnen mühelos das Attribut „objektiv“ zuordnet, unterstellend, dass der Wahrheitsgehalt direkt der Realität entnommen ist, obwohl sie nur „intersubjektiv“ vereinbart wurden (vgl. ROTH 1998, 357). Heinz von Foerster bezeichnet übrigens „Objektivität“, da sie die strikte Trennung des Beobachters vom Beobachteten verlangt, als „genialste Strategie, sich der Verantwortung zu entziehen“ (VON FOERSTER 1998, 44).

Beziehung bietet aber nicht nur die Chance, die Welt in der ich lebe, als gemeinsam gestaltete zu erkennen, sie erweitert zudem beträchtlich die Zugänge zu den Gestaltungsmöglichkeiten. Frederick Perls machte darauf aufmerksam: „Zahlreich waren unsere Konflikte, aber indem wir sie zur Sprache brachten, statt sie höflich zu vertuschen, kamen wir viele Male zu Lösungen, die keiner von uns voraussehen konnte“ (PERLS u. a. 1996, 10). Die Lösung eines Konfliktes muss also keinesfalls immer – wie so oft unterstellt wird – ein Kompromiss sein, der beide Seiten unbefriedigt zurücklässt. Im Gegenteil: mit der aufrichtigen Auseinandersetzung der Konfliktbeiträge der jeweils Anderen wird der Entscheidungsraum vergrößert, da mehr Informationen in diesen einfließen können. Die Gesamtlösung steht damit



auf einer breiteren und damit oft profunderen Basis als die Einzellösungsansätze je stehen könnten.

Diese aufrichtige Auseinandersetzung, die Einsichtnahme in die Situation des Anderen setzt natürlich ein Einsehen-Wollen voraus, das Hand in Hand geht mit der Bereitschaft zur Hinterfragung der eigenen Position, des eigenen Identitätsprojekts. Es lässt sich von einer Fähigkeit sprechen, die wiederum nur in Beziehung erworben und eingeübt werden kann: „Die Einsichtsfähigkeit soll durch politische Diskurse gewonnen werden, in denen jeder sein mitgebrachtes Selbst- und Weltverständnis nicht als Kampfmittel einsetzt, sondern hinterfragt“ (MARKO 1995, 184) bzw. als ihren/seinen Beitrag zu der dann gemeinsam zu gestaltenden Wirklichkeit begreift. „Nichtverstehen muß der Anlaß sein, um herauszufinden: Welche *Vorerfahrung* fehlt bei mir oder beim anderen? Welche für das Verstehen notwendige Bedeutungszuweisung ist falsch gelaufen? Wo ist etwas in einen falschen Kontext hineingeraten (»falsch« natürlich immer nur für *mich!*). Der Prozeß, der nötig ist, um dies zu ergründen, ist [...] selbstreferentiell, er ist derjenige des Testens und Erprobens, in dem ich Testsubjekt, Testobjekt und Schiedsrichter zugleich bin“ (ROTH 1998, 338).

Neben der Einsichtsfähigkeit kommen noch zwei weitere Fähigkeiten erst in Beziehungen zum Tragen: „Das Heilmittel gegen Unwiderruflichkeit – dagegen, daß man Getanes nicht rückgängig machen kann, obwohl man nicht wußte, und nicht wissen konnte, was man tat – liegt in der menschlichen Fähigkeit, zu verzeihen. Und das Heilmittel gegen Unabsehbarkeit – und damit gegen die chaotische Ungewißheit alles Zukünftigen – liegt in dem Vermögen, Versprechen zu geben und zu halten“ (ARENDDT 1996, 301). Hannah Arendt sieht diese Fähigkeit, Versprechen zu geben und zu halten, darüber hinaus als für die Identität konstitutiv: Wir wären „hilflos der Dunkelheit des menschlichen Herzens, seinen Zweideutigkeiten und Widersprüchen ausgeliefert, verirrt in einem Labyrinth einsamer Stimmungen aus dem wir nur erlöst werden können durch den Ruf der Mitwelt, die dadurch, daß sie uns auf die Versprechen festlegt, die wir gegeben haben und nun halten sollen, in unserer Identität bestätigt, bzw. diese Identität überhaupt erst konstituiert“ (ARENDDT 1996, 302). Dies erinnert an Martin Buber, der diesen Umstand beinahe lapidar, aber mit großartiger Einfachheit so wiedergibt: „Ich werde am Du; Ich werdend spreche ich Du“ (BUBER 1995, 12) – durch Versprechen, möchte ich mit Hannah Arendt hinzufügen. Die Ich-Werdung erfolgt also durch die Versprechen, die ich einem Du gebe und durch die mensch sich selbst preisgibt und festlegt, und sich so für sich selbst und den Anderen berechenbar macht. Im Vorfeld des Versprechens ist natürlich das Bekenntnis zu den eigenen Absichten und deren Offenlegung

notwendig. „Handelnd und sprechend offenbaren die Menschen jeweils, wer sie sind, zeigen aktiv die personale Einzigartigkeit ihres Wesens, treten gleichsam auf die Bühne der Welt, auf der sie vorher so nicht sichtbar waren [...] Diese Aufschluß-gebende Qualität des Sprechens und Handelns, durch die, über das Besprochene und Gehandelte hinaus, ein Sprecher und Täter mit in die Erscheinung tritt, kommt aber eigentlich nur da ins Spiel, wo Menschen miteinander, und weder für- noch gegeneinander, sprechen und agieren“ (ARENDE 1996, 219f). Und erst hier – entsprechend Martin Bubers Ich-Du-Wort – wird die dem „Handeln eigentümliche Fähigkeit, Beziehungen zu stiften“ (ARENDE 1996, 238) wirksam.

Beziehungen *entstehen* also durch die Einzigartigkeit der Beteiligten und der damit verbundenen Unabsehbarkeit – um nicht zu sagen: Unberechenbarkeit; sie *bieten* diesen Einmaligkeiten den benötigten *Raum*, um wirklich werden zu können, und sie *erweitern* damit die Wirklichkeit, befestigt durch Versprechen: Beziehung stiftet Lebensraum.

„Das uneingeschränkte Walten der Ursächlichkeit in der Eswelt, für das wissenschaftliche Ordnen der Natur von grundlegender Wichtigkeit, bedrückt den Menschen nicht, der auf die Eswelt nicht eingeschränkt ist, sondern ihr immer wieder in die Welt der Beziehung entschreiten darf. Hier stehen Ich und Du einander frei gegenüber, in einer Wechselwirkung, die in keine Ursächlichkeit einbezogen und von keiner tingiert ist; hier verbürgt sich dem Menschen die Freiheit seines und des Wesens. Nur wer Beziehung kennt und um die Gegenwart des Du weiß, ist sich zu entscheiden befähigt“ (BUBER 1995, 49f). Die Welt der Kausalketten, der Messbarkeiten, des Determinismus schlechthin, wo also Entscheidungen nicht notwendig, weil gar nicht möglich sind, wird durch das *ganzheitliche* In-Beziehung-Treten zu einer Welt der Gleichzeitigkeiten, wo Entscheidungen möglich, ja notwendig sind. Ich und Du sind gleichsam angehalten in das „ewig“ Unbekannte hinein Wirklichkeitsentwürfe zu kreieren, sich darüber zu verständigen und aus der Vielzahl der Alternativen jene auszuwählen, in der sie gemeinsam leben wollen.

In dieser durch Beziehung vermittelten Gleichzeitigkeit entsteht etwas, was Hannah Arendt mit „Macht“ bezeichnet. Sie führt aus: „Was einen politischen Körper zusammenhält, ist sein jeweiliges Machtpotential, und woran politische Gemeinschaften zugrunde gehen, ist Machtverlust und schließlich Ohnmacht. Der Vorgang selbst ist ungreifbar, weil das Machtpotential, im Unterschied zu den Mitteln der Gewalt, die aufgespeichert werden können, um dann im Notfall intakt eingesetzt zu werden, überhaupt nur in dem Maße existiert, als es realisiert wird. Wo Macht nicht realisiert, sondern als etwas behandelt wird, auf das man im Notfall zurückgreifen kann, geht sie zugrunde, und die Geschichte ist voll von

Beispielen, die zeigen, daß kein materiell greifbarer Reichtum der Welt diesen Machtverlust auszugleichen vermag. Mit realisierter Macht haben wir es immer dann zu tun, wenn Worte und Taten untrennbar miteinander verflochten erscheinen, wo also Worte nicht leer und Taten nicht gewalttätig stumm sind, wo Worte nicht mißbraucht werden, um Absichten zu verschleiern, sondern gesprochen sind, um Wirklichkeiten zu enthüllen, und wo Taten nicht mißbraucht werden, um zu vergewaltigen und zu zerstören, sondern um neue Bezüge zu etablieren und zu festigen, und damit neue Realitäten zu schaffen. Macht ist, was den öffentlichen Bereich, den potentiellen Erscheinungsraum zwischen Handelnden und Sprechenden, überhaupt ins Dasein ruft und am Dasein erhält. Das Wort selbst – die griechische δύναμις, die lateinische »potentia« mit ihren Abwandlungen in modernen Sprachen, die deutsche »Macht«, die sich von »mögen« und »möglich«, und nicht von »machen«, herleitet – weist deutlich auf den potentiellen Charakter des Phänomens hin. Macht ist immer ein Machtpotential, und nicht etwas Unveränderliches, Meßbares, Verlässliches wie Kraft oder Stärke. Stärke ist, was ein jeder Mensch von Natur in gewissem Ausmaße besitzt und wirklich sein eigen nennen kann; Macht aber besitzt eigentlich niemand, sie entsteht zwischen Menschen, wenn sie zusammen handeln, und sie verschwindet, sobald sie sich wieder zerstreuen“ (ARENDT 1996, 252, vgl. auch ARENDT 2000, 53). Spätestens hier wird deutlich, dass sich jede Beziehung, jedes politische Gemeinwesen entmachtet, wenn sie beginnt ihre Existenz auf „natürliche Gegebenheiten“, auf eine „gottgewollte Ordnung“, auf wie immer geartete „Sachzwänge“ oder sonstige „Notwendigkeiten“ zurückführt und zu legitimieren versucht. Das gilt insbesondere auch für all die hehren Anliegen, die mit den besten Absichten antreten, um eine „bessere Welt“ zu schaffen, und sich durch ständige Berufungen auf diese „guten“ Absichten ihrer Macht auch schon wieder berauben, meist noch bevor sich diese entfalten kann. Jeder Versuch *die Existenz* einer Beziehung, eines politischen Kollektivs *zu legitimieren*, mündet – übrigens ganz ähnlich wie der Versuch die Existenz eines Individuums zu legitimieren – in einer Art Tyrannis, in der Zerstreuung der Beziehungen und der damit einhergehenden Entscheidungs- und Handlungsunfähigkeit. Schon für „Montesquieu war das hervorragende Merkmal der Tyrannis das Prinzip der Isolierung, auf dem sie beruht, die Isolierung des Herrschers von seinen Untertanen und die Isolierung der Untertanen gegeneinander, die durch eine Art systematischer und organisierter Verbreitung gegenseitiger Furcht und allseitigen Mißtrauens zustande kommt. [...] Die Tyrannis verhindert aktiv die Entstehung von Macht, und zwar innerhalb des gesamten politischen Bereichs“ (ARENDT 1996, 256).

Die große Chance von ganzheitlich gelebten Beziehungen liegt also darin, wie immer geartete Tyranneien und die damit einhergehenden immer auch entwürdigenden Desintegrationen zu überwinden. „Die Organisation für den Frieden ist von der für den Krieg verschieden; die Institutionen, die dem Kampf ums Dasein dienen, können nicht der Befriedung des Daseins dienen. Das Leben als Zweck ist qualitativ verschieden vom Leben als Mittel. Solch eine qualitativ neue Daseinsweise kann niemals als das bloße Nebenprodukt ökonomischer und politischer Veränderungen angesehen werden, als mehr oder weniger spontane Auswirkung der neuen Institutionen, welche die notwendige Vorbedingung bilden“ (MARCUSE 1998, 37). Diese qualitative neue Daseinsweise kann wohl deswegen nicht Nebenprodukt oder Auswirkung sein, weil sie die Chance zum unabsehbaren und originären Neubeginn ständig in sich trägt.

#### **2.3.4.5 Zusammenfassung**

Beziehung entsteht also, indem ein absichts- und geschichtsvolles Ich mit einem ebenso absichts- und geschichtsvollen Du jenen Dialog sucht und aufnimmt, in dem sie einander ihre gerade gültige individuelle Wirklichkeit vermitteln können, diese so durch die jeweils andere anreichern und sich damit befähigen, das Konflikt- bzw. Vereinbarungspotenzial zu erkennen, sich darüber zu verständigen und die zu Tage getretenen Widersprüche gemeinsam zu überwinden. Voraussetzung ist dabei selbstverständlich die Anerkennung und Berücksichtigung der „Ganzheit“, der Würde des jeweils Anderen mit all ihren Unabsehbarkeiten. Nützlich ist weiters, wenn über Notwendigkeiten und Möglichkeiten in den Grundzügen Einigkeit vorliegt und die Umgangsformen mit dem Unbekannten ebenso wie mit den Anderen als solche erkannt und nachvollzogen werden können. Die in Kausalzusammenhängen gesuchte und oft „bis auf's Blut“ verteidigte Sicherheit (dabei oft verschleiern, dass am Beginn der meisten Kausalketten menschliche Absichten stehen) kann so durch eine Sicherheit ersetzt werden, zu der sich die Beteiligten aus eigener Anschauung entschlossen haben und die in Form von Versprechen mitgeteilt wird. Hilfreich ist weiters die zustande gekommenen Vereinbarungen als Provisorien zu betrachten, die gewünschte Sicherheit dementsprechend nicht vornehmlich in den mir gegebenen Versprechen zu suchen, sondern in jenen, die ich gebe, und darüber hinaus damit auch die Möglichkeit offen zu halten, ein abgegebenes Versprechen durch ein stabileres, ein „sicheres“ zu ersetzen. Nicht erst der Bruch eines Versprechens entwürdigt, verletzt die Ganzheit der Beteiligten, sondern schon die Unterlassung einer entsprechenden Mitteilung, wenn sich ankündigt, dass ein Versprechen, so wie es gegeben wurde, nicht mehr zu halten ist. Das an sich gute Zeichen –

weist es doch auf eine Weiterentwicklung, eine Horizonterweiterung hin – wird eigentlich unverständlicherweise vor der/dem Anderen verheimlicht und sie/er wird damit der Chance beraubt, zu mehr Sicherheit zu gelangen.

### 3 Schlussbemerkung

Es wurde hier also versucht, so etwas wie eine menschliche Ganzheit anzunehmen und diese zu umreißen – sicher oft nur explorativ und andeutungsweise, aber doch die mir subjektiv zum gegenwärtigen Zeitpunkt wesentlich erscheinenden Elemente umfassend. Untersuchungsleitend waren von erkenntnistheoretischer Seite jüngste Ergebnisse konstruktivistischer Forschung ebenso wie neuere Entwicklungen im Rechtsverständnis – hier besonders das zunehmende Gewicht der Menschenrechte als legitimatorische Basis im politischen Geschehen und die wohl zukunftsweisende Metamorphose des ehemaligen Kriegsrechts über ein passives hin zu einem aktiven Friedensrecht. Schließlich wurde auch eine Versöhnung so unterschiedlicher Bereiche wie Wirtschaft, Kunst/Wissenschaft, Politik und auch Religion durch die Herstellung eines Gesamtzusammenhangs versucht, wo jedem dieser Bereiche eine notwendige und bedeutsame Stellung zugeordnet werden konnte.

Unterlegt wurde die Untersuchung mit einer Perspektive, die als „fraktale Natur menschlicher Phänomene“ bezeichnet werden könnte. Fraktale Phänomene haben die Eigenschaft, dass sie unabhängig vom gewählten Maßstab ähnliche Erscheinungen aufweisen. Als anschauliches Beispiel möge eine Küstenlinie dienen, wo eben unabhängig vom gewählten Maßstab, unabhängig von der Entfernung der Beobachtenden immer Buchten und Halbinseln auszumachen sind, wenn auch die Bezeichnungen wechseln. In ähnlicher Weise haben der „ganze“ Mensch und die „ganze“ Gesellschaft – um nicht zu sagen Menschheit – miteinander zu tun, was auch insofern einleuchtend ist, als ja gesellschaftliche Phänomene von Menschen erzeugt werden. Und nicht etwa umgekehrt, da die Fähigkeit des Neubeginns nur einem Menschen zugeordnet werden kann und ein gesellschaftlicher Neubeginn wiederum nur von Menschen bewerkstelligt wird. Frederick Perls drückt sich da – vielleicht im „Zorn des Gerechten“ – so aus: „Solange ihr eure Umwelt als eine »gegebene« hinnehmt oder als eine, die ihr euch habt andrehen lassen und mit der ihr euch bestenfalls abfinden könnt, solange tragt ihr dazu bei, ihre gegenwärtigen unerwünschten Seiten zu verewigen“ (PERLS u. a. 1996, 84).

# 4 Anhang

## 4.1 Literatur

- ARENDDT, Hannah (1996) *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, 8. Auflage, München (erstmalig Chicago 1958 unter dem Titel: „The Human Condition“).
- ARENDDT, Hannah (2000) *Macht und Gewalt*, 14. Auflage, München (erstmalig New York und London 1970 unter dem Titel „On Violence“)
- BAUER, Joachim (2008) *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren*, München.
- BERGER, Peter L. und Thomas LUCKMANN (1980) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main (erstmalig New York 1966 unter dem Titel: „The Social Construction of Reality“).
- BOWLBY, John (1973) *Separation*, New York (zitiert nach SENNETT 1998, 213).
- BUBER, Martin (1995) *Ich und Du*, Stuttgart (erstmalig 1923).
- CAMPBELL, Donald (1960) *Blind variation and selective retention in creative thought as in other knowledge processes*. In: *Psychological Review*, 1960, 67 (zitiert bei VON GLASERSFELD 1998, 27).
- CAMPENHAUSEN, Christoph von (1981) *Die Sinne des Menschen, Band I: Einführung in die Psychophysik der Wahrnehmung*, Stuttgart u.a. (zitiert bei ROTH 1998, 120f bzw. 365).
- CECCATO, Silvio (1962/64) *Un tecnico fra i filosofi*, 2 Bände, Padua (zitiert bei VON GLASERSFELD 1998, 29).
- CHOMSKY, Noam (2006) *Der gescheiterte Staat*. Übersetzung Gabriele Gockel, Bernhard Jendricke und Thomas Wollermann, München.
- DERRIDA, Jacques (2002) *Politik der Freundschaft*, Frankfurt am Main. Übersetzung Stefan Lorenzer, ursprünglich 1996, Paris.
- DIAMOND, Jared (2005) *Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen*. Übersetzung Sebastian Vogel, Frankfurt am Main.
- DIAMOND, Jared (2010, 6. Auflage der erweiterten Neuauflage 2006) *Arm und Reich. Die Schicksale menschlicher Gesellschaft*, Übersetzung von Volker Englich, Frankfurt am Main.
- DINZELBACHER, Peter (Hg.) (1993) *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*, Stuttgart.
- ENGELHARDT, Gunther (1989) *Imperialismus der Ökonomie?* In: SCHÄFER, Hans-Bernd / WEHRT, Klaus (Hg.) (1989) *Die Ökonomisierung der Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main, S. 19-50 (zitiert nach KITZMÜLLER 1995, 122).
- FELBER, Christian (2010) *Die Gemeinwohl-Ökonomie. Das Wirtschaftsmodell der Zukunft*, Wien.

- FOERSTER, Heinz von (1998) Entdecken oder Erfinden. Wie läßt sich Verstehen verstehen? In: GUMIN/MEIER, S. 41-88.
- FREUDENSCHUSS-REICHL, Irene (2005) Zukunftsfähig leben. Spiritualität und Praxis der Nachhaltigkeit, Wien.
- GERLACH, Thomas (2000) Denkgifte. Psychologischer Gehalt neoliberale Wirtschaftstheorie und gesellschaftspolitischer Diskurse, Bremen.
- GLASERSFELD, Ernst von (1998) Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: GUMIN/MEIER, S. 9-39.
- GOLDMANN, Harald, Hannes KRALL, Klaus OTTOMEYER (1992) Jörg Haider und sein Publikum. Eine sozialpsychologische Untersuchung, Drava Verlag, 2. Auflage, Klagenfurt (zitiert nach ÖTSCH 1995).
- GOLDMANN, Kjell (1992) Introduction: Three Debates about the End of the Cold War. In: Pierre ALLAN, Kjell GOLDMANN (Hg.): The End of Cold War. Evaluating Theories of International Relations, Dordrecht – Boston – London, S. 1-11 (zitiert nach KRAMER 1995, 26).
- GUMIN, Heinz und Heinrich MEIER (Hg.) (1998) Einführung in den Konstruktivismus (Band 5 der Veröffentlichungen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung), 4. Auflage, München (erstmalig 1992).
- HABERMAS, Jürgen (1992) Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaates, Frankfurt am Main (zitiert nach MARKO 1995, 181).
- HABERMAS, Jürgen (1999) Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie, Frankfurt am Main.
- HANISCH, Ernst (1994) Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. In der Reihe Österreichische Geschichte hg. von Herwig WOLFRAM, Wien.
- HARRINGTON, Anne (2002) Die Suche nach Ganzheit. Die Geschichte biologisch-psychologischer Ganzheitslehren: Vom Kaiserreich bis zur New-Age-Bewegung, Übersetzung Susanne Klockmann, Hamburg, ursprünglich 1996, New Jersey.
- HEIDEGGER, Martin (1991) Über den Humanismus, Frankfurt am Main (erstmalig Bern 1947).
- HEINRICH, Hans-Georg (1998) Ist Recht in der Politikwissenschaft ein Alien? In: Institut für Politikwissenschaft und Arbeitsgruppe Moving Politics (Hg.) Politix 4/98, Wien, S. 12-13.
- HEJL, Peter M. (1998) Konstruktion der sozialen Konstruktion. Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie. In: GUMIN/MEIER, S. 109-146.
- HELLER, Hermann (1983) Staatslehre, 6. Auflage, Tübingen (zitiert nach MARKO 1995).
- HILDEBRANDT, Kurt (1973) Einleitung. In: PLATON, Der Staat. Deutsch von August HORNEFFER, eingeleitet von Kurt HILDEBRANDT, Stuttgart, S. VII-XXXIX.
- HÖLL, Kathleen (1998) Über die Fragwürdigkeit, Individuum und Staat in der Politikwissenschaft weiterhin als getrennte Welten zu konzipieren: Ketzerische Bemerkungen aus gestalttherapeutischer Perspektive. In: ÖZP 1998/3, S. 271-283.
- HÜBNER, Karl (1991) Das Nationale. Verdrängtes, Unvermeidliches, Erstrebenswertes, Graz – Wien – Köln (zitiert nach MARKO 1995).



- JUNG, Carl Gustav (1998) Die Beziehung zwischen dem Ich und dem Unbewußten, 6. Auflage, München (erstmalig 1916, überarbeitet 1928).
- KELSEN, Hans (1930/31) Wer soll Hüter der Verfassung sein? In: Die Justiz 6, S. 576-628 (zitiert nach STOURZH 1989, 331).
- KEUPP, Heiner, Thomas AHBE, Wolfgang GMÜR, Renate HÖFER, Beate MITZSCHERLICH, Wolfgang KRAUS, Florian STRAUS (1999) Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek bei Hamburg.
- KITZMÜLLER, Erich (1995) Wer folgt dem schwindenden Subjekt? Zum aktuellen Menschenbild im öffentlichen Diskurs und in den Sozialwissenschaften. In: KRAMER, S. 105-122
- KRAMER, Helmut (Hg.) (1995) Politische Theorie und Ideengeschichte im Gespräch, Wien.
- KRAMER, Helmut (1995) Editorische Einführung. In: ders., S. 9-26.
- LE GOFF, Jacques (2007) Die Geburt Europas im Mittelalter, München. Übersetzung Grete Osterwald, ursprünglich 2003, Paris.
- LIESSMANN, Konrad Paul (2006) Theorie der Unbildung. Die Irrtümer der Wissensgesellschaft, Wien.
- LIESSMANN, Konrad Paul (Hg.) (2006) Der Wert des Menschen. An den Grenzen des Humanen, Philosophicum Lech, Band 9, Wien.
- LUDZ, Ursula (Hg.) (1998, 3. Auflage, erstmalig 1996) Hannah Arendt. Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk, München-Zürich.
- MARCUSE, Herbert (1998) Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Deutsch von Alfred Schmidt, 2. Auflage, München (erstmalig 1964, Boston, Mass. unter dem Titel „The One-Dimensional Man. Studies in the Ideology of Advanced Industrial Society“).
- MARKO, Joseph (1995) Autonomie und Integration. Rechtsinstitute des Nationalitätenrechts im funktionalen Vergleich, Wien/Köln/Graz.
- MEAD, George Herbert (1998) Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt am Main (erstmalig 1934, Chicago unter dem Titel „Mind, Self and Society. >From the standpoint of a social behaviorist“)
- MEYER, Thomas (1992) Die Inszenierung des Scheins. Voraussetzung und Folgen symbolischer Politik. Essay-Montage, Frankfurt am Main.
- MEYER, Thomas (1994) Die Transformation des Politischen, Frankfurt am Main.
- NARR, Wolf-Dieter (1988) Das Herz der Institutionen oder strukturelle Unbewußtheit – Konturen einer Politischen Psychologie staatlich-kapitalistischer Herrschaft. In: Helmut KÖNIG (Hg.) Politische Psychologie heute, Berlin, S. 111-147 (zitiert nach HÖLL 1998, 283).
- ORWELL, George (1945) Animal Farm. A Fair Story, Harmondsworth.
- ÖTSCH, Walter (1995) Manuskript über den Kommunikationsstil der FPÖ, aus dem Archiv des Autors.
- PERLS, Frederick S., Ralph F. HEFFERLINE, Paul GOODMAN (1996) Gestalt-Therapie. Wiederbelebung des Selbst. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Wolfgang KREGE und Monika ROSS, Stuttgart, 8. Auflage (erstmalig New York 1951 unter dem Titel: „Gestalt Therapy. Excitement and Growth in the Human Personality“).

- PIAGET, Jean (1937) *La construction du réel chez l'enfant*, Neuchâtel (zitiert nach VON GLASERSFELD 1998, 29).
- REINHART, Carmen M. und Kenneth S. ROGOFF (2010) *Dieses Mal ist alles anders. Acht Jahrhunderte Finanzkrisen*, Übersetzung Almuth Braun, München.
- ROTH, Gerhard (1998) *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*, 2. TB-Auflage, Frankfurt am Main (erstmalig 1994).
- ROTHKOPF, David (2009) *Die Super-Klasse. Die Welt der internationalen Machtelite*, Übersetzung Richard Barth, ursprünglich 2008, New York.
- RUSHDIE, Salman (1991) *Imaginary Homelands; Essays and Criticism 1981 – 1991*, London (zitiert nach SENNETT 1998, 213).
- SARTRE, Jean-Paul (2000a) *Zum Existentialismus – Eine Klarstellung*. In: VON WROBLEWSKY, S. 113-121.
- SARTRE, Jean-Paul (2000b) *Der Existentialismus ist ein Humanismus*. In: VON WROBLEWSKY, S. 145-192.
- SARTRE, Jean-Paul (2000c) *Die cartesianische Freiheit*. In: VON WROBLEWSKY, S. 122-144.
- SCHÄFER, Hans-Bernd / WEHRT, Klaus (Hg.) (1989) *Die Ökonomisierung der Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main (zitiert nach KITZMÜLLER 1995, 122).
- SCHULZE, Hagen (1999) *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, München.
- SCHWAGER, Raymund (1978) *Brauchen wir einen Sündenbock?* München (zitiert nach KITZMÜLLER 1995, 122).
- SENNETT, Richard (1998) *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, 8. Auflage, Berlin (erstmalig 1998).
- SLOTERDIJK, Peter (1983) *Kritik der zynischen Vernunft*, Band I und II, Frankfurt am Main (zitiert nach HÖLL 1998, 283).
- STADLER, M. und P. KRUSE (1990) *Über Wirklichkeitskriterien*. In: V. RIEGAS (Hg.), *Zur Biologie der Kognition*, Frankfurt am Main, S. 133-158. (zitiert nach Roth 1998, 377).
- STEFFENSKY, Fulbert (1999) *Das Haus, das die Träume verwaltet*, 4. unveränderte Auflage, Würzburg (erstmalig 1998).
- STIGLITZ, Joseph (2002) *Die Schatten der Globalisierung*, Übersetzung Thorsten Schmidt, München.
- STIGLITZ, Joseph (2006) *Die Chancen der Globalisierung*, Übersetzung Thorsten Schmidt, München.
- STOURZH, Gerald (1989) *Wege zur Grundrechtsdemokratie: Studien zur Begriffs- und Institutionengeschichte des liberalen Verfassungsstaates*, Wien/Köln.
- TOCQUEVILLE, Alexis de (1985) *Über die Demokratie in Amerika*. Ausgewählt und herausgegeben von J. P. MAYER, Stuttgart (erstmalig 1835 unter dem Titel: *De la démocratie en Amérique*).
- WATZLAWICK, Paul (1983) *Anleitung zum Unglücklichsein*, München (ungekürzte Lizenzausgabe, Wien).

- WATZLAWICK, Paul (1992) Vom Unsinn des Sinns oder vom Sinn des Unsinns, Wien (ungekürzte Lizenzausgabe, Wien).
- WATZLAWICK, Paul (1998) Wirklichkeitsanpassung oder angepaßte »Wirklichkeit«? Konstruktivismus und Psychotherapie. In: GUMIN/MEIER, S. 89-107.
- WROBLEWSKY, Vincent von (Hg.) (2000): Jean-Paul Sartre, Der Existentialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays 1943-1948, Hamburg.
- ZIEGLER, Jean (1999) Wie herrlich, Schweizer zu sein. Erfahrungen mit einem schwierigen Land. Aus dem Französischen von Thorsten Schmidt, München (vollständige Überarbeitung der Erstauflage aus 1993).
- ZIEGLER, Jean (2003) Die neuen Herrscher der Welt und ihre globalen Widersacher, Übersetzung Holger Fliessbach, München.
- ZIEGLER, Jean (2009) Der Hass auf den Westen. Wie sich arme Völker gegen den wirtschaftlichen Weltkrieg wehren, Übersetzung Hainer Kober, München.

## 4.2 Begriffsbestimmungen

**Begriff.** „»Begriff« soll die geistige Vorstellung von etwas bezeichnen, das als Ergebnis eines Reflexionsprozesses verstanden, erfaßt und gewußt wird“ (MARCUSE 1998, 124).

**Begriffsbildung.** Wie schon in Kapitel 2.3.1.1 angedeutet kann man Begriffe als Bedeutungsverdichtungen auffassen, die sich ähnlich wie die Wahrscheinlichkeitsdichten durch Gaußschen Glockenkurven als Bedeutungsdichtekurven darstellen lassen. Ein System von Begriffen wird dann weniger ein architektonisches Bauwerk mit genau voneinander abgrenzbaren Baublöcken sondern vielmehr eine Begriffslandschaft mit Bedeutungshügeln, die sich überlagern und fließend ineinander übergehen. Nach diesem Bild geht es bei der Begriffserläuterung weniger darum, Begriffe zu „definieren“ – also ihre Grenzen zu beschreiben – sondern vielmehr darum ihre Bedeutungszentren herauszuarbeiten – man könnte auch sagen, das „Wesen“ eines Begriffs, seine Qualität zu beschreiben. Diese Darstellung lässt zu, dass eine bestimmte Begriffsqualität auch in anderen Begriffen auftaucht. Begriffe stehen so nicht mehr in einer wechselwirkungslosen, autonomen Beziehung zueinander, sondern interferieren, überlagern sich, reichern sich gegenseitig mit Bedeutung an. Der „Politik“-Begriff beispielsweise durchzieht vermutlich mit seiner Bedeutungsqualität die gesamte Begriffslandschaft, die gesamte Wirklichkeit, in der sich ein Mensch bewegt. Seine Qualität wird auch im tief religiösen Bereich oder im künstlerischen Bereich auszumachen sein und natürlich auch umgekehrt.

**Interpretation,** das In-Beziehung-Setzen von Wirklichkeitsbestandteilen.

**Interpretationsapparat,** eine Ansammlung von Standardinterpretationen, die gewohnheitsmäßig auf eine vorgefundene Situation angewandt wird. Durch Lernerlebnisse wird er verfeinert, aktualisiert, manchmal auch revidiert. Alltagssprachlich trifft man oft auf Wendungen wie: jemand hat einen „Sinn“ für etwas, jemand hat z. B. einen großen „Sinn“ für wirtschaftliche Zusammenhänge. Was soviel heißt, als dass jemand einen hinlänglich differenzierten Interpretationsapparat für wirtschaftliche Zusammenhänge entwickelt hat, um sich im wirtschaftlichen Bereich nach den dort geltenden Kriterien erfolgreich zu bewegen.

**Realität,** ich übernehme hier die Unterscheidung zwischen Realität und Wirklichkeit, wie sie von Gerhard Roth beschrieben wurde: „Wenn ich aber annehme, daß die Wirklichkeit ein Konstrukt des Gehirns ist, so bin ich gleichzeitig gezwungen, eine Welt anzunehmen, in der dieses Gehirn, der Konstrukteur, existiert. Diese Welt wird als »objektive«,

bewußtseinsunabhängige oder transphänomenale Welt bezeichnet. Ich habe sie der Einfachheit halber Realität genannt und sie der Wirklichkeit gegenübergestellt“ (1998, 324f).

**Synchronizität**, Gleichzeitigkeit, in Anlehnung an C. G. Jung akausale, durch einen gemeinsamen Sinn verbundene gleichzeitige Vorgänge in Natur und Psyche, hier aber nicht nur in der Bedeutung von schicksalhaften Zufällen, sondern ausdrücklich das Verhältnis zwischen Realität und Wirklichkeit wiedergebend. Die Wirklichkeit als in sich abgeschlossenes System kann nicht direkt auf die Realität Bezug nehmen, beide Welten laufen parallel, erst das Scheitern der Wirklichkeit an der Realität gibt Hinweise darauf, wie sehr die Parallelführung gelungen ist. Die technische Konnotation der Begriffswahl ist durchaus beabsichtigt: ebenso wie zwei Uhren die gleiche Zeit anzeigen können *ohne* miteinander durch irgendwelche Vorrichtungen gekoppelt zu sein, so ähnlich sind auch Realität und Wirklichkeit aneinander nicht gekoppelt, und ebenso wie man eine Uhr an der anderen „eichen“ kann um die Synchronizität wieder herzustellen, kann man die Wirklichkeit an der Realität „eichen“ und tut wohl auch gut daran, dies von Zeit zu Zeit zu unternehmen. Ein ähnlich ungekoppeltes Verhältnis besteht beispielsweise auch zwischen Evolution und Lebensraum.

**Wirklichkeit**, als Konstrukt des Gehirns meint „Wirklichkeit“ jene Welt, mit der wir in unserem Denken operieren (vgl. dazu auch „Realität“ und Kapitel 2.3.1).

## 4.3 Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Gegenstand, Fähigkeiten und Ziele der vier Hauptwirklichkeitsbereiche .....	70
Tabelle 2: Prämissen und typische Fragestellungen .....	71
Tabelle 3: Gegenseitige Abbildungen .....	72
Tabelle 4: Die Erfolgsstrategien der einzelnen Bereiche .....	76
Tabelle 5: Klassifikation nach Beginn- und Endbezug .....	76
Tabelle 6: Die Räume .....	77
Tabelle 7: Umgang mit Widersprüchen in den Hauptwirklichkeitsbereichen .....	87
Tabelle 8: Korrelationen zwischen Wirklichkeitsbereichen und Modalitäten .....	100

## 4.4 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Was ist hier dargestellt? (Auflösung auf Seite 129) .....	40
Abbildung 2: Wer spielt nach den „richtigen“ Regeln? .....	45
Abbildung 3: Wie alt ist die Dame? .....	80
Abbildung 4: Von der Interpretation zur Entscheidung .....	92
Abbildung 5 zu Fußnote 25 .....	133

## 4.5 Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte

Resolution 217 A (III) der Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 10.12.1948

### **Präambel**

Da die Anerkennung der angeborenen Würde und der gleichen und unveräußerlichen Rechte aller Mitglieder der Gemeinschaft der Menschen die Grundlage von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in der Welt bildet,

da die Nichtanerkennung und Verachtung der Menschenrechte zu Akten der Barbarei geführt haben, die das Gewissen der Menschheit mit Empörung erfüllen, und da verkündet worden ist, daß einer Welt, in der die Menschen Rede- und Glaubensfreiheit und Freiheit von Furcht und Not genießen, das höchste Streben des Menschen gilt,

da es notwendig ist, die Menschenrechte durch die Herrschaft des Rechtes zu schützen, damit der Mensch nicht gezwungen wird, als letztes Mittel zum Aufstand gegen Tyrannei und Unterdrückung zu greifen,

da es notwendig ist, die Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Nationen zu fördern,

da die Völker der Vereinten Nationen in der Charta ihren Glauben an die grundlegenden Menschenrechte, an die Würde und den Wert der menschlichen Person und an die Gleichberechtigung von Mann und Frau erneut bekräftigt und beschlossen haben, den sozialen Fortschritt und bessere Lebensbedingungen in größerer Freiheit zu fördern,

da die Mitgliedstaaten sich verpflichtet haben, in Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen auf die allgemeine Achtung und Einhaltung der Menschenrechte und Grundfreiheiten hinzuwirken,

da ein gemeinsames Verständnis dieser Rechte und Freiheiten von größter Wichtigkeit für die volle Erfüllung dieser Verpflichtung ist,

verkündet die Generalversammlung

diese Allgemeine Erklärung der Menschenrechte als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende gemeinsame Ideal, damit jeder einzelne und alle Organe der Gesellschaft sich diese Erklärung stets gegenwärtig halten und sich bemühen, durch Unterricht und Erziehung die Achtung vor diesen Rechten und Freiheiten zu fördern und durch fortschreitende nationale und internationale Maßnahmen ihre allgemeine und tatsächliche Anerkennung und Einhaltung durch die Bevölkerung der Mitgliedstaaten selbst wie auch durch die Bevölkerung der ihrer Hoheitsgewalt unterstehenden Gebiete zu gewährleisten.

### **Artikel 1**

Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen [, Kreativität und Liebe] begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit [Geschwisterlichkeit] begegnen.

### **Artikel 2**

Jede/r hat Anspruch auf die in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten ohne irgendeinen Unterschied, etwa nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand.

Des weiteren darf kein Unterschied gemacht werden auf Grund der politischen, rechtlichen oder internationalen Stellung des Landes oder Gebiets, dem eine Person angehört, gleichgültig ob dieses unabhängig ist, unter Treuhandschaft steht, keine Selbstregierung besitzt oder sonst in seiner Souveränität eingeschränkt ist.

### **Artikel 3**

Jede/r hat das Recht auf Leben, Freiheit und Sicherheit der Person.

### **Artikel 4**

Niemand darf in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehalten werden; Sklaverei und Sklavenhandel sind in allen ihren Formen verboten.

### **Artikel 5**

Niemand darf der Folter oder grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung oder Strafe unterworfen werden.

### **Artikel 6**

Jeder hat das Recht, überall als rechtsfähig anerkannt zu werden.

### **Artikel 7**

Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich und haben ohne Unterschied Anspruch auf gleichen Schutz durch das Gesetz. Alle haben Anspruch auf gleichen Schutz gegen jede Diskriminierung, die gegen diese Erklärung verstößt, und gegen jede Aufhetzung zu einer derartigen Diskriminierung.

### **Artikel 8**

Jede/r hat Anspruch auf einen wirksamen Rechtsbehelf bei den zuständigen innerstaatlichen Gerichten gegen Handlungen, durch die seine ihm nach der Verfassung oder nach dem Gesetz zustehenden Grundrechte verletzt werden.

### **Artikel 9**

Niemand darf willkürlich festgenommen, in Haft gehalten oder des Landes verwiesen werden.

### **Artikel 10**

Jeder hat bei der Feststellung seiner Rechte und Pflichten sowie bei einer gegen ihn erhobenen strafrechtlichen Beschuldigung in voller Gleichheit Anspruch auf ein gerechtes und öffentliches Verfahren vor einem unabhängigen und unparteiischen Gericht.

### **Artikel 11**



1. Jeder, der wegen einer strafbaren Handlung beschuldigt wird, hat das Recht, als unschuldig zu gelten, solange seine Schuld nicht in einem öffentlichen Verfahren, in dem er alle für seine Verteidigung notwendigen Garantien gehabt hat, gemäß dem Gesetz nachgewiesen ist.
2. Niemand darf wegen einer Handlung oder Unterlassung verurteilt werden, die zur Zeit ihrer Begehung nach innerstaatlichem oder internationalem Recht nicht strafbar war. Ebenso darf keine schwerere Strafe als die zum Zeitpunkt der Begehung der strafbaren Handlung angedrohte Strafe verhängt werden.

### **Artikel 12**

Niemand darf willkürlichen Eingriffen in sein Privatleben, seine Familie, seine Wohnung und seinen Schriftverkehr oder Beeinträchtigungen seiner Ehre und seines Rufes ausgesetzt werden. Jeder hat Anspruch auf rechtlichen Schutz gegen solche Eingriffe oder Beeinträchtigungen.

### **Artikel 13**

1. Jede/r hat das Recht, sich innerhalb eines Staates frei zu bewegen und seinen Aufenthaltsort frei zu wählen.
2. Jede/r hat das Recht, jedes Land, einschließlich seines eigenen, zu verlassen und in sein Land zurückzukehren.

### **Artikel 14**

1. Jede/r hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen.
2. Dieses Recht kann nicht in Anspruch genommen werden im Falle einer Strafverfolgung, die tatsächlich auf Grund von Verbrechen nichtpolitischer Art oder auf Grund von Handlungen erfolgt, die gegen die Ziele und Grundsätze der Vereinten Nationen verstoßen.

### **Artikel 15**

1. Jede/r hat das Recht auf eine Staatsangehörigkeit.
2. Niemandem darf seine Staatsangehörigkeit willkürlich entzogen noch das Recht versagt werden, seine Staatsangehörigkeit zu wechseln.

### **Artikel 16**

1. Heiratsfähige Frauen und Männer haben ohne Beschränkung auf Grund der Rasse, der Staatsangehörigkeit oder der Religion das Recht zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sie haben bei der Eheschließung, während der Ehe und bei deren Auflösung gleiche Rechte.
2. Eine Ehe darf nur bei freier und uneingeschränkter Willenseinigung der künftigen Ehegatten geschlossen werden.
3. Die Familie ist die natürliche Grundeinheit der Gesellschaft und hat Anspruch auf Schutz durch Gesellschaft und Staat.

## **Artikel 17**

1. Jede/r hat das Recht, sowohl allein als auch in Gemeinschaft mit anderen Eigentum innezuhaben.
2. Niemand darf willkürlich seines Eigentums beraubt werden.

## **Artikel 18**

Jede/r hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit; dieses Recht schließt die Freiheit ein, seine Religion oder Überzeugung zu wechseln, sowie die Freiheit, seine Religion oder Weltanschauung allein oder in Gemeinschaft mit anderen, öffentlich oder privat durch Lehre, Ausübung, Gottesdienst und Kulthandlungen zu bekennen.

## **Artikel 19**

Jede/r hat das Recht auf Meinungsfreiheit und freie Meinungsäußerung; dieses Recht schließt die Freiheit ein, Meinungen ungehindert anzuhängen sowie über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten.

## **Artikel 20**

1. Alle Menschen haben das Recht, sich friedlich zu versammeln und zu Vereinigungen zusammenzuschließen.
2. Niemand darf gezwungen werden, einer Vereinigung anzugehören.

## **Artikel 21**

1. Jede/r hat das Recht, an der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten seines Landes unmittelbar oder durch frei gewählte Vertreter mitzuwirken.
2. Jede/r hat das Recht auf gleichen Zugang zu öffentlichen Ämtern in seinem Lande.
3. Der Wille des Volkes bildet die Grundlage für die Autorität der öffentlichen Gewalt; dieser Wille muß durch regelmäßige, unverfälschte, allgemeine und gleiche Wahlen mit geheimer Stimmabgabe oder in einem gleichwertigen freien Wahlverfahren zum Ausdruck kommen.

## **Artikel 22**

Jede/r hat als Mitglied der Gesellschaft das Recht auf soziale Sicherheit und Anspruch darauf, durch innerstaatliche Maßnahmen und internationale Zusammenarbeit sowie unter Berücksichtigung der Organisation und der Mittel jedes Staates in den Genuß der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechte zu gelangen, die für seine Würde und die freie Entwicklung ihrer/seiner Persönlichkeit unentbehrlich sind.

## **Artikel 23**

1. Jede/r hat das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie auf Schutz vor Arbeitslosigkeit.
2. Jede/r, ohne Unterschied, hat das Recht auf gleichen Lohn für gleiche Arbeit.

3. Jede/r, die/der arbeitet, hat das Recht auf gerechte und befriedigende Entlohnung, die ihr/ihm und ihrer/seiner Familie eine der menschlichen Würde entsprechende Existenz sichert, gegebenenfalls ergänzt durch andere soziale Schutzmaßnahmen.
4. Jede/r hat das Recht, zum Schutz ihrer/seiner Interessen Gewerkschaften zu bilden und solchen beizutreten.

#### **Artikel 24**

Jede/r hat das Recht auf Erholung und Freizeit und insbesondere auf eine vernünftige Begrenzung der Arbeitszeit und regelmäßigen bezahlten Urlaub.

#### **Artikel 25**

1. Jede/r hat das Recht auf einen Lebensstandard, der seine und seiner Familie Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Versorgung und notwendige soziale Leistungen gewährleistet sowie das Recht auf Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität oder Verwitwung, im Alter sowie bei anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände.
2. Mütter und Kinder haben Anspruch auf besondere Fürsorge und Unterstützung. Alle Kinder, eheliche wie außereheliche, genießen den gleichen sozialen Schutz.

#### **Artikel 26**

1. Jede/r hat das Recht auf Bildung. Die Bildung ist unentgeltlich, zum mindesten der Grundschulunterricht und die grundlegende Bildung. Der Grundschulunterricht ist obligatorisch. Fach- und Berufsschulunterricht müssen allgemein verfügbar gemacht werden, und der Hochschulunterricht muß allen gleichermaßen entsprechend ihren Fähigkeiten offenstehen.
2. Die Bildung muß auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und auf die Stärkung der Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten gerichtet sein. Sie muß zu Verständnis, Toleranz und Freundschaft zwischen allen Nationen und allen rassischen oder religiösen Gruppen beitragen und der Tätigkeit der Vereinten Nationen für die Wahrung des Friedens förderlich sein.
3. Die Eltern haben ein vorrangiges Recht, die Art der Bildung zu wählen, die ihren Kindern zuteil werden soll.

#### **Artikel 27**

1. Jede/r hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben.
2. Jede/r hat das Recht auf Schutz der geistigen und materiellen Interessen, die ihm als Urheber von Werken der Wissenschaft, Literatur oder Kunst erwachsen.

#### **Artikel 28**

Jede/r hat Anspruch auf eine soziale und internationale Ordnung, in der die in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten voll verwirklicht werden können.

## **Artikel 29**

1. Jede/r hat Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, in der allein die freie und volle Entfaltung ihrer/seiner Persönlichkeit möglich ist.
2. Jede/r ist bei der Ausübung ihrer/seiner Rechte und Freiheiten nur den Beschränkungen unterworfen, die das Gesetz ausschließlich zu dem Zweck vorsieht, die Anerkennung und Achtung der Rechte und Freiheiten anderer zu sichern und den gerechten Anforderungen der Moral, der öffentlichen Ordnung und des allgemeinen Wohles in einer demokratischen Gesellschaft zu genügen.
3. Diese Rechte und Freiheiten dürfen in keinem Fall im Widerspruch zu den Zielen und Grundsätzen der Vereinten Nationen ausgeübt werden.

## **Artikel 30**

Keine Bestimmung dieser Erklärung darf dahin ausgelegt werden, daß sie für einen Staat, eine Gruppe oder eine Person irgendein Recht begründet, eine Tätigkeit auszuüben oder eine Handlung zu begehen, welche die Beseitigung der in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten zum Ziel hat.



- Versuchsanleitung
1. Halte die Abbildung mit Stern und Kreis mit ausgestreckten Armen vor dein Gesicht.
  2. Fixiere mit deinem rechten Auge den Stern.
  3. Schließe nun dein linkes Auge.
  4. Nähere die Abbildung nun langsam deinem Gesicht.
  5. Achte dabei auch auf den Kreis.
  6. **Wichtig:** Der Stern muss dabei andauernd fixiert und scharfgestellt sein und das geöffnete Auge darf nicht bewegt werden!
  7. Notiere deine Beobachtungen.

Abbildung 5 zu Fußnote 23

Auflösung von Abbildung 1: eine Kuh.

[Klappentext]

[Über den Autor] [Foto]